Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang. — 1866.

Vierter Band.

Leipzig, Ernst Julius Günther. | Wien, Albert Last.

Album.

Bibliothek deutscher Original-Romane.

Mit Beiträgen

von

Armand, Braun von Braunthal (Jean Charles), Franz Carion, Jacob Corvinus (W. Raabe), Ernst Fritze, Friedrich Gerstäcker, Graf St. Grabowski, Bernd von Guseck, F. W. Hackländer, Lucian Herbert, Edmund Hoefer, Karl von Holtei, Moritz Horn, Siegfried Kapper, Baron Karl von Kessel, Alfred Meißner, Louise Mühlbach, Adolf Mützelburg, Ferdinand Pflug, F. Isidor Proschko, Robert Prutz, Josef Rank, Max Ring, Johannes Scherr, Adolf Schirmer, August Schrader, Levin Schücking, Gustav vom See, Ferdinand Stolle, Ludwig Storch, Ernst Willkomm, A. von Winterfeld, Adolf Zeising u. A.

1866. — Einundzwanzigster Jahrgang — 1866.

Vierter Band.

Aus dem Leben eines Junggesellen.

Erster Band.

Leipzig,

Ernst Julius Günther.

1866.

Aus dem Leben eines Junggesellen.

Komischer Roman

von

Karl von Kessel.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Jugenderinnerungen.

Ich bin der einzige Sohn eines Landedelmanns aus alter Familie, dessen ziemlich ausgedehntes Besitzthum in einem der fruchtbarsten Theile Schlesiens lag. Mein Vater war bereits ein Fünfziger, als er meine Mutter heirathete, die eben ihr siebzehntes Jahr erreicht hatte. Sie besaß kein Vermögen, dagegen hatte sie die Natur mit einer Fülle von Schönheit ausgestattet und ihr neben diesen körperlichen Reizen einen gebildeten Geist und ein sanftes, verträgliches Herz verliehen. Indem meine Erinnerung noch jetzt täglich bei diesen treuen, liebevollen Aeltern mit der innigsten Dankbarkeit verweilt, gereicht es mir zur Genugthuung, den Lesern mittheilen zu können, daß diese Ehe, welche mein Erzeuger erst schloß, als er bereits den Zenith seines Lebens überschritten hatte, zu den glücklichsten und friedlichsten gehörte. Obgleich sich meine Aeltern keineswegs der Außenwelt verschlossen, sondern ihr Haus vielmehr zum Mittelpunkt des gesell-

schaftlichen Verkehrs der Umgegend machten, so vergaßen sie doch nicht inmitten der Zerstreuungen, welche der Umgang mit Freunden und Bekannten hervorrief, dem eigenen gegenseitigen Glück die gebührende Rechnung zu tragen, indem sie sich jene sanfte und innige Freundschaft bewahrten, welche die Folge gegenseitiger Achtung und das Product einer hierauf begründeten Liebe ist.

Da sie außer mir weiter keine Kinder besaßen, so wird es der Leser ganz natürlich finden, daß sich die Gefühle ihrer Zärtlichkeit im verdoppelten Maße mir zuwendeten. Ich genoß alle Freiheit, welche nur ein Kind genießen kann, ohne deshalb, wie das so häufig in ähnlichen Fällen geschieht, zu einem verwöhnten Jungen heranzuwachsen, der, indem man ihm in jeder Beziehung seinen Willen thut und seinen thörichten Neigungen entgegenzukommen bemüht ist, später häufig in der Schule des Lebens dafür hart büßen muß, oder der zu einem unliebenswürdigen Menschen heranwächst, dem es an Geschick fehlt, sich wahre und aufrichtige Freunde zu erwerben.

Nein, ich war ein derber Junge, von schlankem, kräftigem Körperbau, mit blondem Haar und ein paar blauen Augen, welche munter und keck in die Welt hineinblickten und aus denen schon damals der Trieb nach Freiheit und Unabhängigkeit hervorleuchtete. Ich jagte, ich fischte, ich schweifte auf Flur und Feld umher und

verschmähte es auch nicht, mitunter eine Schaar Bauernjungen um mich zu sammeln und im knabenhaften Soldatenspiel meine Feldherrntalente oder wohl auch die Kraft meiner Fäuste zu entwickeln. Oft ging es dabei nicht ganz harmlos her, und wenn ich dann, mit einer großen Beule am Kopf, in die Arme meiner Mutter flüchtete, drückte mich diese zärtlich an ihr Herz und machte mir mit ihrer sanften, melodischen Stimme leise Vorwürfe über meine Wildheit, mein Vater aber lachte und meinte, wer dereinst ein tüchtiger Mann werden wolle, müsse schon als Knabe einen derben Puff vertragen können, und wenn ich kein Bedenken getragen hätte, meinen Gespielen mit der Faust zu Leibe zu gehen, so sei es auch nicht mehr als billig, daß diese Gleiches mit Gleichem zu vergelten suchten. So wurde mir schon frühzeitig trotz meiner äußern günstigen Lage und meiner höhern Geburt die Ueberzeugung beigebracht, daß ich keineswegs ein Recht hätte, eine Ausnahmestellung in der Welt zu beanspruchen, und dies hat in spätern Jahren wesentlich dazu beigetragen, mich vor jenem Dünkel und Hochmuth zu bewahren, welcher so vielen Personen, die der Zufall mit Glücksgütern beschenkte, selbst solchen Leuten gegenüber eigen ist, die allerdings nicht immer über eine volle Kasse zu gebieten haben, die aber sonst an Geist, Edelmuth

des Herzens und sittlichem Werthe weit über ihnen stehen.

Zu den engern Freundinnen meiner Mutter gehörte eine Frau von Scharfeneck, die Wittwe eines Offiziers, welche in der eine halbe Stunde von unserm Gute entfernten Stadt ihren bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Sie besaß eine Tochter von etwa acht Jahren, während ich damals zwölf Jahre zählte. Camilla war ein stilles, blasses Kind mit dunklen, von langen Wimpern umschatteten Augen und etwas zartem, schwächlichem Körperbau, Letzteres wohl eine Folge des wankenden Gesundheitszustandes ihrer Mutter, denn diese litt an der Brust und erlag auch einige Jahre nachher diesem Leiden, wodurch ich, wie der Leser sehen wird, später zu Camilla in engere, durch die Verhältnisse bedingte Lebensbeziehungen trat. In der Regel brachte Frau von Scharfeneck jeden Sommer einige Monate bei meinen Aeltern zu, und mir wurde dann natürlich die Aufgabe, Camilla zu unterhalten und ihr jene Aufmerksamkeiten zu erweisen, die sich Kinder gegenseitig zu Theil werden lassen. Meine kleine Gespielin zeigte bald eine große Anhänglichkeit an mich, aber ich war ein wilder, an Freiheit und Unbändigkeit gewöhnter Bursche, und bei ihrem sanften, stillen Wesen verletzte ich sie nicht selten durch meine Rücksichtslosigkeit. Dann versuchte sie wohl

still und ohne Klage, indem sie die hervorquellenden Thränen zu bekämpfen bemüht war, davonzuschleichen, allein gerade diese Thränen übten stets eine wunderbare Wirkung auf mich aus; ich eilte ihr nach und meiner Beredtsamkeit, verbunden mit einigen Galanterien, die in der Ueberreichung eines frischen Blumenstraußes oder im Einfangen eines bunten Schmetterlings bestanden, gelang es immer, den Frieden wiederherzustellen und ein dankbares, zufriedenes Lächeln bei ihr hervorzurufen. Es ist übrigens gewiß, daß ich schon damals eine starke Neigung zu einem eigenen Willen entwickelte und daß ich mich daher auch zu Camilla in ein Verhältniß setzte, durch welches dieselbe in eine gewisse passive, von meinen Launen beeinflußte Stellung zu mir gerieth. Dennoch bestand trotz der Freiheit, welche ich mir vermöge meiner Charakteranlagen bewahrte, ein geheimes sympathetisches Band zwischen mir und ihr; ich hätte sie um keinen Preis wirklich leiden sehen mögen, und eine Demüthigung, die mir in ihrer Gegenwart zu Theil geworden wäre, würde mich gegen den Urheber derselben zur Rache und zu dem Wunsche nach Genugthuung entflammt haben. Eine Veranlassung, diese Ausbrüche kindischen Stolzes an den Tag zu legen, bot sich auch bald in unerwarteter Weise dar. Meine Aeltern pflegten in der Regel meinen Geburtstag dadurch zu feiern, daß sie ein großes

Kinderfest arrangirten, zu welchem meine Altersgenossen beiderlei Geschlechts aus den befreundeten Familien nebst deren Angehörigen eingeladen wurden. Auch diesmal, wo ich das zwölfte Jahr erreicht hatte, ließ sich meine Mutter diese Freude nicht nehmen, wobei von ihr Camilla die ehrenvolle Rolle zugedacht worden war, dem weiblichen Theile dieser jugendlichen Gäste gegenüber die Repräsentation zu übernehmen.

Unser nächster Nachbar war ein Herr von Löben, eine große hagere Figur, der längere Zeit am Hofe zu Berlin gelebt hatte und welcher ungeachtet der fortschreitenden Zeit unverändert auf dem Platze, den er ursprünglich eingenommen, stehen geblieben war. Sein Wesen strotzte von Steifheit, und dabei zeigte er sich als ein vollständiger Sklave der Formen und der Etikette und vermied es ängstlich, aus seiner Kälte und Abgemessenheit hervorzutreten. Selbst wenn er mit uns Kindern sprach, stieß er nur immer kurze Worte aus und hielt sehr darauf, daß wir uns ceremoniös vor ihm verbeugten und uns ehrfurchtsvoll über seine Hand beugten, wenn er uns solche mit einem herablassenden Lächeln reichte.

Dieser Herr von Löben nun hatte einen Sohn, welcher, drei Jahre älter als ich, in der Residenz erzogen wurde und sich jetzt eben nur zum Besuch im älterlichen Hause befand. Es war ein aufgeblasener, hochmüthiger Junge, wel-

chem die jugendliche Frische und Natürlichkeit bereits gänzlich fehlten und der, indem er voll Eigendünkel auf mich herabsah und mir bei jeder Gelegenheit zu erkennen gab, daß er mich für nichts weiter wie für einen gewöhnlichen Krautjunker halte, den jungen Damen gegenüber den großen Herrn spielen wollte. Namentlich schien er es darauf abgesehen zu haben, mich in den Augen Camilla's lächerlich zu machen, und vorzugsweise bespöttelte er einen schönen Blumenstrauß, welchen ich dieser erst vor einer Stunde gepflückt und mit der Bitte überreicht hatte, denselben am heutigen Tage mir zu Ehren zu tragen.

Dieser Strauß, welcher wirklich durch die Pracht seiner Farben Bewunderung verdiente, machte Camilla in den Augen ihrer Gespielinnen zur Königin des Festes und ein dankbares Lächeln aus ihren großen dunklen Augen lohnte mir für meine Aufmerksamkeit. Sie hatte das duftende Bouquet vor sich auf den Tisch gelegt und unterhielt sich eben lachend und scherzend mit ihrer Nachbarin, als der junge Löben plötzlich dasselbe hohnlächelnd ergriff, es verächtlich betrachtete und mit einer tiefen Verbeugung zu Camilla sagte: „Ich kann es in der That nicht begreifen, mein Fräulein, wie Sie ein so albernes Ding, in welchem weder Sinn noch Geschmack liegt, noch länger in Ihrer Nähe dulden können. Gestatten Sie, daß ich

dieses Muster von Häßlichkeit entferne und Ihnen dafür aus der Residenz einen andern Strauß übersende, der Ihrer würdiger ist."

Mit diesen Worten ergriff der junge Löben die Blumen und schleuderte sie, ehe es noch Jemand verhindern konnte, mit einem schadenfrohen Gelächter weit von sich in den nahen Teich. Camilla schrie laut auf, die Thränen traten ihr in die Augen, dann richteten sich aber ihre Blicke auf mich, und ich glaubte darin die Frage zu lesen: „Wirst Du denn die Beleidigung, welche Dir eben angethan worden ist, so ruhig hinnehmen?" Dies war ich allerdings nicht willens, denn ich hatte mir die oft wiederholte Lehre meines Vaters: „Halte Deine Ehre stets von jedem Flecken rein", wohl eingeprägt, und ehe es sich daher der fast fünfzehnjährige Junker aus der Residenz versah, stand ich mit geballten Fäusten vor ihm und rief mit vor Zorn bebender Stimme: „Was die Ungezogenheit betrifft, welche Sie so eben begangen haben, so mögen Sie dem Fräulein hier später dafür Abbitte thun, was aber die Beleidigung anbelangt, die mir von Ihnen gleichzeitig zugefügt ward, so werden Sie dieselbe auf der Stelle wieder gut machen!"

„Und in welcher Weise?" fragte mein Gegner, indem er hochmüthig auf mich herabsah.

„Sie werden den Strauß sofort wieder von dorther holen, wo Sie ihn hingeworfen haben.“

„Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen keinen Nasenstüber gebe“, entgegnete der fast einen Kopf höhere Junge mit vornehmer Geringschätzung.

Kaum aber hatte er diese auf meine Demüthigung berechnete Drohung ausgestoßen, als ich ihm mit der Faust einen Schlag auf die Brust versetzte, daß er mehrere Schritte zurücktaumelte.

„Hier haben Sie schon im voraus die Quittung für Ihren Nasenstüber“, rief ich, „und nun wissen Sie, daß Sie es mit Jemand zu thun haben, der sich vor Ihnen nicht fürchtet und wenn Sie auch noch einen Kopf größer wären, als Sie schon sind.“

Weiter konnte ich aber nicht sprechen, denn in demselben Augenblick fühlte ich, wie die Faust meines Gegners auf meinen Kopf niederfuhr, und taumelnd stürzte ich zu Boden. Zugleich floß mir das Blut an der Seite herunter, denn der weit größere und stärkere Bursche, welcher mir gegenüber stand, hatte mir mit dem dicken Siegelringe, den er an der Hand trug, ein derbes Loch geschlagen. Camilla schrie laut auf, als sie mich so bluten sah, die Thränen stürzten ihr aus den Augen und mit einer Besorgniß, welche mich für alle Schmerzen entschädigte, tauchte sie ihr Taschentuch in ein Glas Wasser

und war bemüht, meine Wunde zu reinigen. Ich war aber auch ein derber Junge, der einen Puff vertragen konnte, und stand daher bald wieder auf den Beinen. Trotzig wendete ich mich zu meinem Gegner und sagte: „Die Revanche behalte ich mir für eine spätere Zeit vor, und dann, denke ich, wird Ihr Siegelring nicht zum zweiten Mal zwischen uns entscheiden. Ueberdies", fügte ich mit ritterlicher Romantik hinzu, „bin ich glücklich, den Damen hier bewiesen zu haben, daß man mich nicht ungestraft beleidigen darf."

„Und ich werde es Dir nie vergessen, daß Du diese Wunde für mich empfingst", sagte Camilla mit lauter, bewegter Stimme, „und von Ihnen, mein Herr", fuhr sie zu dem jungen Löben gewendet fort, „war es wahrlich nicht fein, die Freude dieses Festes auf solche Weise zu stören."

„Ich bedaure es unendlich, mir Ihr Mißfallen zugezogen zu haben", entgegnete Löben, „aber die Lection, welche ich so eben dem vorlauten Jungen hier ertheilte, thut mir dennoch keineswegs leid." Hiermit drehte er sich auf dem Absatz herum und schritt dem Schlosse zu, während wir Uebrigen, nunmehr verstimmt und mißmuthig, ebenfalls bald dorthin zurückkehrten. Wahrscheinlich hatte mein Gegner den Vorsprung, den er uns abgewann, dazu benutzt, um den Vorfall seinem Vater

mitzutheilen und dabei die ganze Schuld auf mich zu schieben, denn sobald wir in den Gesellschaftssalon traten, hefteten sich die Blicke des letztern nichts weniger als freundlich auf mich. Auch mein Vater war bereits von dem Vorfall unterrichtet und benutzte die erste Gelegenheit, um mich beiseite zu nehmen und einem kurzen Examen zu unterwerfen. Als ich einfach, aber wahrheitsgetreu den Hergang erzählt hatte, antwortete er: „Daß Du nicht einen Narren hast aus Dir machen lassen, ist ganz in der Ordnung, und wenn der Junge in seiner Aufgeblasenheit meinte, Dich ungestraft beleidigen zu können, so ist es mir lieb, daß Du ihm das Gegentheil bewiesen hast. Angenehm wäre es mir allerdings gewesen, wenn der Streit nicht vorgefallen wäre, da dies aber doch nun einmal geschehen ist, so denke ich, vernünftige Leute werden kein großes Gewicht darauf legen, wenn sich so ein paar Grünschnäbel, wie Ihr seid, einmal bei den Köpfen nehmen."

In diesem Augenblick näherte sich uns Herr von Löben und sagte, zu meinem Vater gewendet, indem er zugleich einen strengen Blick auf mich richtete: „Der junge Herr hat sich unziemlich, sehr unziemlich benommen. Bedaure, daß ich dies bemerken muß, allein halte es für Pflicht, mich auszusprechen — verräth immer einen Mangel an Erziehung, ja, in der That, Mangel an Erziehung!"

„Ich könnte eben nicht sagen, daß mein Sohn in dem vorliegenden Falle unrecht gehandelt hat“, entgegnete mein Vater mit einer Ruhe, welche sein geistiges Uebergewicht über seinen Gast bewies. „Wenn er einen Hieb austheilte, so hat er dafür ein Loch in den Kopf davongetragen, und somit, denke ich, wird die Rechnung ziemlich ausgeglichen sein. Was übrigens die Erziehung meines Sohnes anbelangt“, fügte er mit verschärfter Stimme und unter einem leichten Stirnrunzeln hinzu, „so liegt dieselbe in meinen Händen, und der Vorwurf, den Sie so eben machten, trifft daher auch mich.“

„So war es keineswegs gemeint“, entgegnete jetzt entschuldigend Herr von Löben; „eigentlich wollte ich nur sagen — das heißt, es wäre mir lieb — nun, ich hoffe, daß unser seitheriges gutes Verhältniß durchaus nicht unter diesem Vorfall leiden wird.“

„Ich denke es auch nicht“, sagte mein Vater mit einem leichten spöttischen Achselzucken, indem er den alten Pedanten, diese Rococofigur, an den Spieltisch begleitete und ihm dort seinen Platz anwies, während ich dem leisen Winke meiner Mutter folgte und dieser nochmals mein Abenteuer erzählen mußte, obgleich sie es bereits von Camilla in allen Details und in einer solchen Weise vernommen hatte, daß ich als der Held

des Tages, umgeben von der ganzen Glorie des Märtyrerthums, erschien.

Und wer kennt das Herz einer Mutter nicht? Natürlich zog sie mich schließlich an sich und sagte, sie sei erfreut, daß ich mich so muthig benommen, aber sie bitte mich auch, künftig ihr zu Liebe vorsichtiger zu sein, denn jede Gefahr laufe nicht immer so glücklich ab. Die kleine Wunde, die ich davongetragen, vermöge sie wohl noch zu verschmerzen, aber es würde ihr Tod sein, wenn sie später einmal hören müßte, daß ich vielleicht um einer ähnlichen Kleinigkeit willen mein Leben aufs Spiel gesetzt hätte.

Nach diesem Erguß mütterlicher Zärtlichkeit drückte sie mich noch einmal an ihr Herz und entließ mich dann mit zufriedenen und stolzen Blicken; ich aber fühlte, daß mein Selbstbewußtsein um ein Bedeutendes gewachsen war, und nahm mir vor, dereinst im Leben stets als Mann zu handeln und die Fleckenlosigkeit meiner Ehre zu jeder Zeit streng im Auge zu halten.

Zwei Jahre später hatte mein Vater seine irdische Laufbahn vollendet uud die Sorge für meine weitere Erziehung blieb meiner Mutter allein überlassen. Bei aller Liebe, die wir gegenseitig zu einander empfanden, schien sie doch wohl zu erkennen, daß es für ihre Kräfte eine zu schwere Aufgabe sei, seine so überbrau-

sende, stets nach Unabhängigkeit strebende Natur wie die meinige mit der erforderlichen Energie zu lenken, und eine innere Stimme mochte ihr sagen, daß sie sich in ihrer Zärtlichkeit zu mir zu schwach fühle, um ihrem Willen stets die nöthige Geltung zu verschaffen. Sie empfand daher das Bedürfniß, sich in einer so wichtigen Angelegenheit Raths zu erholen, und ließ zu diesem Zweck den Bruder meines verstorbenen Vaters, welcher als pensionirter Major in der nahen Stadt lebte, zu einer Unterredung einladen.

Dieser Oheim, der infolge testamentarischer Bestimmung zu meinem Vormund bestellt worden, war ein alter sonderbarer Junggeselle, der nur wenig sprach und sich nicht gern in seinen täglichen Gewohnheiten stören ließ, in welche er sich mit militärischer Pünktlichkeit pedantisch hineingelebt hatte. Er war von langer, hagerer Gestalt und sein Hals stak in einer kurzen schwarzen Binde von militärischem Schnitt, während er gleichzeitig stets gelbe waschlederne Handschuhe trug und immer eine hohe Sorgfalt für seine sauber gekämmte Perrücke und seinen mit großer Vorliebe cultivirten Schnurrbart an den Tag legte.

Als er bei meiner Mutter erschien, küßte er dieser ehrerbietig die Hand und sagte, er stelle sich ihr mit seinen schwachen Kräften zur Disposition, soweit diesel-

ben nämlich ausreichen möchten, ihr mit Rath und That beizustehen. Dann warf er einen musternden Blick auf mich, reichte mir drei Finger seiner rechten Hand, die natürlich in den sauber gewaschenen gelben Handschuhen staken, und bemerkte schließlich trocken, er hoffe, daß ich mich wohl befinde und meiner Mutter Freude mache.

„Beides kann ich bejahen“, entgegnete diese, indem sie einen zärtlichen Blick auf mich warf; „aber eben weil dies der Fall ist, beschäftigt mich die Zukunft meines Sohnes auch um so mehr.“

„Sehr richtig“, bemerkte mein Oheim, indem er sich seine Handschuh glatt strich und seinen Hals in der schmalen Halsbinde zurecht rückte.

„Sie werden es daher sehr natürlich finden“, fuhr meine Mutter fort, „wenn ich nunmehr ernstlich die Frage in Erwägung ziehe, welchen Lebensberuf Alfred wählen soll.“

„Ganz natürlich“, entgegnete der Major, wobei diesen Worten ein vernehmliches Räuspern folgte und er sich etwas höher, wenngleich mit der gewöhnlichen Steifheit, in seinem Stuhle emporrichtete.

„Da Sie der nächste Verwandte und der Vormund meines Sohnes sind“, begann meine Mutter wieder, „so habe ich es für Pflicht gehalten, mir hierbei zuvörderst Ihren Rath zu erbitten. Sie würden mich also verbin-

den, wenn Sie mir mittheilten, welchen Lebensberuf Sie am zweckmäßigsten für meinen Sohn halten."

Diesmal kam etwas Leben in die sonst steifen und kalten Gesichtszüge meines Verwandten. Er hatte den Kopf zurückgeworfen, und während seine Stirnhaut sich bedeutungsvoll zu bewegen begann, blickte er mich eine Minute prüfend in einer Weise an, wie er dies wohl früher, als er sich noch im Dienst befand, gethan haben mochte, wenn ihm ein Rekrut vorgestellt worden war.

„Ich kenne nur einen Beruf, Schwägerin", sagte er nach einer Weile, „den ich Ihnen als ebenso passend wie ehrenvoll für meinen Neffen empfehlen kann. Lassen Sie ihn die militärische Laufbahn ergreifen. Sein Körper ist stark und fest, ein Kopfhänger scheint er mir auch nicht zu sein, und so wüßte ich in der That nicht, wo er besser aufgehoben wäre als bei einem unserer Regimenter."

„Aber, mein Gott", seufzte meine Mutter, welcher in diesem Augenblick wahrscheinlich schon alle Gefahren vorschwebten, denen ich möglicherweise künftig einmal entgegengehen könnte, „mein Gott — Sie meinen also — und glauben Sie denn wirklich, daß ein solcher Beruf der Neigung Alfred's zusagen wird?"

„Darüber wird er uns am besten selbst Auskunft geben können; ich hoffe aber, daß ich mich in den

Erwartungen, die ich von ihm hege, nicht täuschen werde."

„So sprich, lieber Alfred", sagte meine Mutter mit einer Stimme, die wie Ergebung klang, und ihre Worte mit einem abermaligen leisen Seufzer begleitend.

„Ich glaube auch", entgegnete ich, „daß der militärische Beruf meinen Wünschen und Neigungen am meisten entspricht. Ich habe immer gehört, daß unter einem Soldatenrock meist ein offenes und ehrliches Herz schlägt, und ich denke, ich werde auch Muth genug besitzen, um dereinst, wenn es nöthig ist, jeder Gefahr kaltblütig ins Auge zu sehen."

„Dies Letztere setze ich auch bei Dir voraus", entgegnete mein Verwandter, indem er stolz seinen Kopf erhob und mir fest in die Augen blickte; „aber die Eigenschaften eines Soldaten bestehen nicht blos in seiner persönlichen Bravour, sondern er muß sich auch an strengen Gehorsam gewöhnen und manches Wort hinnehmen, das eben nicht schmeichelhaft klingt."

„Nun, es kommt ja auf einen Versuch an", entgegnete ich; „ich denke, was so viele Andere ertragen können, wird auch für mich keine Unmöglichkeit sein."

„Das meine ich auch", erwiderte mein Oheim, „und es soll mich freuen, wenn ich es erlebe, daß einst ein tüchtiger Offizier aus Dir wird."

„Dein Entschluß steht also fest, lieber Alfred?“ fragte meine Mutter, indem sie mich mit ihren treuen, zärtlichen Augen anblickte, in denen sich halb die Besorgniß vor den Gefahren, denen ich einst entgegengehen könnte, halb die Genugthuung, mich künftig in einer glänzenden, stattlichen Uniform zu erblicken, aussprach.

„Ja!“ sagte ich entschlossen, „und sei überzeugt, ich werde Dir Freude und Ehre machen.“

„Daran zweifle ich nicht, mein theures, gutes Kind“, rief die Pflegerin meiner Kindheit, indem sie mich zärtlich in ihre Arme schloß, wobei ihr Thränen in die Augen traten. „Und jetzt, da Alles zwischen uns durchgesprochen ist, muß ich es der Güte und Sorge Deines Oheims anheimstellen, die nöthigen Einleitungen für Deinen künftigen Beruf zu treffen.“

„Welches Regiment haben Sie denn für mich gewählt, Oheim?“ fragte ich, indem ich mich dieser meine Zukunft betreffenden Angelegenheit mit der ganzen Lebhaftigkeit meines Charakters zuwendete.

„Damit hat es noch etwas Zeit“, entgegnete dieser trocken, wobei er seine Blicke auf die Spitzen seiner sehr blank gewichsten Stiefeln heftete. „Zunächst handelt es sich darum, daß Du die erforderliche militärische Erziehung erhältst, und Du wirst Dich daher vorbereiten müssen, von Deiner Mutter Abschied zu nehmen.“

Diese Ankündigung kam mir sehr unerwartet und stimmte meine Illusionen bedeutend herab, denn in meiner kindlichen Unerfahrenheit hatte ich an einen solchen Fall gar nicht gedacht.

Mein Oheim mochte wohl in meinem Gesicht lesen, was in meinem Innern vorging, denn in seinem gewöhnlichen trockenen Tone, der aber jetzt von einem spöttischen Zuge um seinen Mund begleitet wurde, sagte er: „Es scheint fast, als wenn der Gedanke an eine solche Trennung Dir Deinen Entschluß schon leid gemacht hätte. Freilich, hier hast Du Alles im Ueberfluß und bist an ein weichliches Leben gewöhnt, während die Erziehung eines Soldaten in Abhärtungen und in der Ertragung von Entbehrungen besteht.“

Diese Bemerkung reizte mein Ehrgefühl und ich hob ziemlich trotzig den Kopf in die Höhe.

„Wenn Sie glauben, daß ich ein Weichling bin, lieber Oheim“, antwortete ich, „so wünsche ich nichts sehnlicher, als Ihnen sobald wie möglich das Gegentheil zu beweisen. Sagen Sie mir also, wohin ich geschickt werden soll, und bestimmen Sie mit meiner Mutter den Tag meiner Abreise, ich bin jede Stunde dazu bereit.“

„Nun“, entgegnete der Major, indem er jetzt mit dem Ausdruck der Zufriedenheit an den Spitzen seines Schnurrbarts drehte, „es sollte diese Bemerkung keine

Kränkung für Dich sein. Auf den Abschied mußt Du Dich aber allerdings vorbereiten, insofern Sie mir nämlich", fügte er, zu meiner Mutter gewendet, mit einer Verbeugung hinzu, „die weitere Ordnung dieser Angelegenheit überlassen wollen."

„Ich habe Sie ja darum gebeten", entgegnete diese mit ihrer sanften Stimme, „und ich weiß, daß auch Alfred volles Vertrauen in Sie setzt."

„Gut", sagte mein Verwandter, „so will ich unverweilt die erforderlichen Schritte thun, damit der junge Mensch hier im Cadettencorps aufgenommen wird."

„Aber doch nicht als Freischüler?" fragte meine Mutter.

„Nein, als Pensionär, wie dies Ihren Vermögensverhältnissen angemessen ist. Uebrigens", fuhr er zu mir gewendet fort, „werden für Dich hieraus keine Begünstigungen erwachsen; man wird Dich ganz ebenso behandeln wie die übrigen jungen Leute, für welche der Staat bezahlt. Wenn Du aber fleißig bist und Dir die Zufriedenheit Deiner Vorgesetzten erwirbst, so hast Du die Aussicht, in vier Jahren als Offizier in die Armee zu treten."

Hier schloß mich meine Mutter abermals in ihre Arme und rief: „Ich hoffe, lieber Alfred, daß wir alle Freude an Dir erleben werden und daß die Erinnerung

an mich Dir auch in der Ferne stets ein Sporn sein wird, auf dem Wege der Pflicht unverdrossen weiter zu schreiten."

„Gewiß werde ich das", entgegnete ich tief ergriffen, „und ebenso bin ich überzeugt, daß Deine mütterliche Zärtlichkeit mir zu jeder Zeit zur Seite stehen und mir immer eine Hülfe und Stütze bleiben wird."

Hiermit endete diese Unterredung und mein Vormund verabschiedete sich am Nachmittag ebenso trocken und steif, wie er gekommen war. Vier Wochen später verließ ich in Begleitung eines alten Dieners das älterliche Haus und befand mich auf dem Wege nach Berlin, um dort als Cadet aufgenommen und eingekleidet zu werden. Es versteht sich von selbst, daß die liebende Fürsorge meiner Mutter mich bis auf die geringste Kleinigkeit herab mit Allem ausgestattet hatte, was nicht allein meinen Bedürfnissen in jeder Weise entsprach, sondern was noch weit über dieselben hinausging, allein die Segenswünsche, welche sie mir noch nachrief, als ich bereits im Wagen saß, und die Thränen, die dabei in dicken Tropfen aus ihren schönen, sanften Augen quollen, bildeten doch für mich die köstlichste Mitgift, und obgleich ich nur noch ein Kind war, begriff ich doch den vollen Reichthum dieser Mutterliebe, und der tiefe Eindruck, welchen diese erste Trennung von der Pflegerin meiner

Kindheit bei mir hervorrief, hat sich mein ganzes Leben hindurch in frischer Erinnerung erhalten.

Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch meine kleine Jugendfreundin Camilla, die damals zehn Jahre zählte, von dem großen Ereigniß, welches bevorstand, in Kenntniß gesetzt wurde. Zuerst schien ihr kindlicher Sinn die Tragweite einer solchen Trennung nicht fassen zu können, denn für sie hatte der Umstand hauptsächlich Interesse, daß ich nun die Residenz mit allen ihren Wundern kennen lernen und eine schöne Uniform nebst einem Säbel wie die großen Soldaten erhalten würde; als meine Mutter sie aber darauf aufmerksam machte, daß vielleicht Jahre vergehen möchten, ehe an ein Wiedersehen zwischen uns beiden zu denken sei, wurde sie still und nachdenklich, und indem sie ihre dunklen schwärmerischen Augen auf mich richtete, reichte sie mir schließlich unter einem wehmüthigen Lächeln die Hand und sagte: „Du warst stets so gut gegen mich und hast Dich immer so bereit gezeigt, meine Wünsche zu erfüllen, daß ich mir, wenn Du fort bist, recht verlassen vorkommen werde. Aber das Eine mußt Du mir versprechen: Du mußt mich in jedem Deiner Briefe grüßen lassen, und wenn ich dann höre, daß es Dir gut geht, werde ich dem lieben Gott dafür danken und mit unserer Mamā hier Thränen der Freude vergießen.“

„Und ich werde Dir immer gut bleiben, und wenn ich einst heimkehre, sollst Du mir dasselbe sein, was Du mir jetzt bist“, rief ich bewegt und aufgeregt, indem ich Camilla meine Hand entgegenstreckte.

„Gut, ich nehme Dich beim Wort“, antwortete diese einschlagend. „Du versprichst also, mir immer ein Bruder zu bleiben, und bedenke wohl, welchen Schmerz Du mir verursachen würdest, wenn Du dieses Versprechen jemals vergessen könntest!“

Diese Worte, damals ausgesprochen von einem zehnjährigen Mädchen gegen einen vierzehnjährigen Knaben, hatten natürlich keine tiefere Bedeutung und waren nichts weiter als der Erguß zweier harmloser Kinderherzen, aber dennoch habe ich in spätern Jahren, wo ich mit Camilla unter ganz andern Verhältnissen wieder zusammentraf, oft wieder an dieselben gedacht und sie sind mir nicht selten ein warnender Mahnruf gewesen, wenn ich in meinem Uebermuth oder auch in meinem Leichtsinn im Begriff stand, Camilla gegenüber die Augen zu verschließen, während ich mich vor ihren Tugenden oder vor ihrem edlen Charakter hätte tief beugen sollen.“

Es ist in der neuesten Zeit viel über die Einrichtung der Cadettenhäuser gesprochen worden und nicht selten hat man sie von der Rednerbühne herab als die Pflanzstätten des militärischen Kastengeistes und als privilegirte

Filiale des heranwachsenden Junkerthums bezeichnet. Diese Ansicht ist meist von denen aufgestellt worden, welche sich öffentlich als Feinde des Adels und als die Verfechter jener unfruchtbaren demokratischen Grundsätze bekannt haben, deren praktische Durchführung schon so häufig versucht, aber auch ebenso häufig wieder als unthunlich bekämpft ward, und welche von starken Regierungen nie anerkannt worden sind.

Die in dem letzten schleswig-holsteinschen Kriege gemachten Erfahrungen haben übrigens bewiesen, daß in diesen Instituten noch immer ein echt militärischer Geist gehegt wird und daß die aus denselben zur Armee übergetretenen Offiziere sich in jeder Beziehung als tapfere Soldaten und als junge Männer bewiesen haben, die, an Geist und Körper gesund, sich fähig zeigten, die größten Beschwerden zu ertragen, und denen es nicht an Opferbereitwilligkeit mangelte, dem Vaterlande freudig mit Blut und Leben zu dienen.

Etwas Anderes ist es freilich mit der innern Einrichtung dieser militärischen Anstalten. Die Zeit mag gegenwärtig auch hierin Manches verbessert haben, noch vor dreißig Jahren aber war das System, nach welchem dort die Erziehung geleitet wurde, ein vielfach rohes und willkürliches. Eine schlechte, mangelhafte Kost zeichnete damals jene Anstalten aus; herzlose, an Härte gewöhnte

Offiziere fungirten häufig als militärische Erzieher. Wie mancher arme Junge, dem keine Zulage von zu Hause zu Theil wurde, mußte jahrelang Tag für Tag zum Frühstück seinen trockenen Salzkuchen hinunterschlucken und sich des Mittags mit einem dürftigen Stück Fleisch und des Abends mit Kartoffeln und Heringssauce begnügen. Dabei glichen diese Anstalten meist Gefängnißstätten, da der Verkehr mit der Außenwelt den jungen Leuten fast gänzlich abgeschnitten war; denn wer nicht das Glück hatte, einen Verwandten in der Stadt zu besitzen, den des Sonntags auf einige Stunden zu besuchen ihm höchstens zweimal im Monat gestattet war, sah sich lediglich darauf beschränkt, mit den andern Kameraden durch den Offizier du jour durch die staubigen Straßen Berlins nach der Schwimmanstalt und wieder zurück geführt zu werden. Für einen Knaben wie ich, welcher sich bisher in voller Freiheit bewegt hatte, mußte ein solches Gefängnißleben, auf welchem noch der volle Druck einer pedantischen und oft gemißbrauchten Disciplin lastete, fast zur Unerträglichkeit werden, und wahrscheinlich würde ich schon in den ersten Monaten an das weiche und edle Herz meiner Mutter appellirt und diese gebeten haben, mich einem Zwange und Drucke, den mein nach Freiheit dürstender Geist nicht ertragen konnte, zu entheben, wenn mich nicht der Gedanke davon zurückgehalten hätte, durch

das Aussprechen eines solchen Wunsches in den Augen meines Oheims als ein Weichling und als ein verwöhnter, verzogener Junge zu erscheinen.

Das Schicksal nahm sich indessen meiner in unerwarteter Weise an, indem der Zufall ein Ereigniß herbeiführte, welches meiner kaum erst begonnenen militärischen Laufbahn plötzlich ein unverhofftes Ende machte.

Unter den Offizieren, deren Aufsicht wir anvertraut waren, befand sich auch ein Herr von G., ein Neuenburger von Geburt, wenn ich nicht irre, welcher von uns Cadetten allgemein den Spitznamen Schweizerbulle erhalten hatte. In der That sah er einem solchen Bullen auch durchaus nicht unähnlich, denn auf den Schultern seines plumpen, ungeschickten Körpers saß ein ungewöhnlich dicker, mit zottigem schwarzen Haar bedeckter Kopf, der sich fortwährend in Unheil verkündender Weise zu Boden senkte, sodaß er wirklich einem Bullen nicht unähnlich sah, von welchem man jeden Augenblick erwarten kann, daß er zum Stoß ausholen wird.

Es war in der Mitte des Monats Juli und die Schwüle eines heißen Sommertags begann eben etwas nachzulassen, als die Compagnie, welcher ich einverleibt war, unter der Führung des vorerwähnten Offiziers von der Badeanstalt zurückkehrte, welche sich außerhalb der

Stadt in einer damals noch ziemlich unbebauten Gegend befand. Gegenseitig mit einander plaudernd, den märkischen Sand messend uud den berliner Staub schluckend, folgten wir dem Schweizerbullen, welcher gravitätisch mit gesenktem Kopfe voraus schritt, als plötzlich ein Junge von etwa sechs Jahren, eine lange Weidenruthe schwingend, auf mich zugerannt kam und mir mit derselben einen derben Schlag versetzte. Das betrachtete ich natürlich nach meinen damaligen Begriffen als eine Beleidigung, welche sofort Genugthuung erforderte, und ohne mich daher weiter zu besinnen, schrieb ich meinem Angreifer einen ziemlich derben Denkzettel hinter die Ohren. Kaum war dies aber geschehen, so stieß der Bengel ein Geschrei aus, als wenn er am Spieße stäke, und gleichzeitig stürzte ein stämmiger Kerl mit aufgestreiften Hemdärmeln, gegen den ich ein wahrer Liliputaner war, unter wüthenden Geberden und mit drohend erhobener Faust aus einem der nächsten Häuser in der unverkennbaren Absicht auf mich zu, wegen der seinem geliebten Sprößling ertheilten handgreiflichen Zurechtweisung gründliche Abrechnung mit mir zu halten.

Für einen noch nicht fünfzehn Jahre alten jungen Menschen, wie ich damals war, bot ein solches in Aussicht stehendes Faustduell mit einem Riesen nur wenig Vortheile, und ich erkannte, daß es unter so bewandten Umständen

zunächst wohl am besten sein möchte, einen schnellen Rückzug anzutreten. Ich machte also von der Schnelligkeit meiner Beine Gebrauch, und da ich ein ziemlich ausgedehntes, noch unangebautes Terrain unmittelbar vor mir erblickte, so suchte ich, meinem guten Glück das Uebrige überlassend, vorläufig schleunigst das Weite. Aber mit einer Ausdauer und mit einer Schnelligkeit, die mich nichts Gutes ahnen ließen, heftete sich mein Verfolger an meine Fersen, und wenn ich mich einmal umblickte, um die Entfernung abzumessen, die zwischen mir und ihm noch bestand, konnte ich nicht allein das Schicksal, welches mir bevorstand, in seinem rohen, verwilderten Gesicht lesen, sondern ich gewahrte auch zu meinem Schrecken, daß der Abstand zwischen uns beiden immer geringer wurde. Ein breiter Graben, welcher unmittelbar vor mir lag, schien mir jetzt nur noch allein einen Ausweg zu bieten, um meinem beharrlichen Verfolger zu entkommen, und mit jener Elasticität, welche der Jugend eigen ist, nahm ich einen gewaltigen Ansatz und langte glücklich am jenseitigen Rande an.

Allein ich hatte nicht berechnet, daß die Beine meines Gegners fast noch einmal so lang wie die meinigen waren, und so sah ich ihn denn zu meiner Bestürzung schon in der nächsten Sekunde mit drohend erhobenem Arm und wilden, racheglühenden Blicken vor mir stehen.

Der Gedanke aber, mich von den Fäusten dieses Kerls bearbeiten zu lassen, war mir so schrecklich und widerstrebte den Begriffen von Ehre, welche mir im älterlichen Hause beigebracht worden waren, so sehr, daß ich den Entschluß faßte, mich auf keinen Fall widerstandslos zu ergeben. Ich zog daher, als mein Verfolger zum Schlage gegen mich ausholen wollte, entschlossen meinen Säbel, und indem ich einen Schritt zurücksprang und eine vertheidigende Stellung einnahm, erklärte ich meinem Angreifer mit Entschiedenheit, daß ich rücksichtslos gegen ihn von meiner Waffe Gebrauch machen würde, sobald er nur in irgend einer Weise Miene machte, Hand an mich zu legen. Es wäre dem an physischer Kraft mir um das Doppelte überlegenen Menschen gewiß ein Leichtes gewesen, die Klinge, welche in meiner Hand blitzte, mir zu entreißen, allein entweder fehlte es ihm an wirklichem Muth, oder mein entschlossenes Benehmen imponirte ihm, genug, er stutzte und ließ in dem Augenblick von seinen weitern Angriffen gegen mich ab. Da sich inzwischen auch meine Kameraden um mich zu versammeln begannen und der Schweizerbulle ebenfalls heranpustete, so zog sich mein Angreifer schließlich ganz vom Kampfplatze zurück, indem er sich damit begnügte, mich von der Ferne aus noch mit einigen charakteristischen Schimpfwörtern, wie „grünschnäbliger Kaldaunenschlucker" u. s. w., zu regaliren.

Während ich glaubte, meine Ehre nach der hier beschriebenen Scene auf ganz legale Weise gegen die brutalen Angriffe eines gemeinen Menschen geschützt zu haben, waren meine Vorgesetzten ganz anderer Ansicht. Schon der Schweizerbulle hatte mir auf dem Heimwege grimmige Blicke zugeworfen, und das unheimliche Grunzen, welches er von Zeit zu Zeit hören ließ, sowie die drohenden Blicke, mit denen er mich regalirte, verkündeten mir nichts Gutes. Das Erste, was er nach unserer Rückkehr that, war auch, daß er dem Major sofort Meldung von dem Vorfall machte, und dieser, eine lange, hagere Figur mit einem Gesicht, welches recht lebhaft an die Zeit erinnerte, wo in der Armee noch dem gewöhnlichen Soldaten mit dem Stock und dem Junker mit der Klinge Disciplin und Gesinnungstüchtigkeit beigebracht wurden, zögerte nicht, mich sofort vor seinen hohen Richterstuhl zu citiren.

„Was haben Sie gethan?" donnerte mich der Gewaltige an, indem er mir dabei einen Blick zuwarf, als wenn er mich ohne Umstände hätte verspeisen wollen.

„Ich habe mich nur meiner Haut gewehrt, Herr Major", antwortete ich unerschrocken.

„Ihrer Haut gewehrt? Was geht mich Ihre Haut an? Glauben Sie, daß ich für Ihre Haut einen Dreier gebe?"

„Ich will sie auch gar nicht verkaufen“, antwortete ich, empört über diese Härte, trotzig.

„Wie“, rief nun die lange, hagere Bohnenstange, „wie, Sie wagen es noch zu raisonniren?“

„Verzeihen Sie, Herr Major, ich raisonnire nicht.“

„Still! Sie raisonniren inwendig!“ Und mein Inquisitor stampfte wie ein Selbstherrscher wild mit dem Fuße. „Sie sollen exemplarisch bestraft werden“, fuhr er nach einer Pause weiter fort, indem er mir aus seinen kleinen stechenden Augen zwei Blitze zuschleuderte, „ja, exemplarisch, das verspreche ich Ihnen, und jetzt scheeren Sie sich auf Ihr Zimmer und warten Sie dort ab, was weiter über Sie beschlossen werden wird!“

Vorschriftsmäßig machte ich Kehrt! und einige Minuten darauf befand ich mich unter meinen Stubengenossen.

„Nun, was hat der alte Tobi — dies war der Spitzname des Majors — gesagt?“ fragten meine Kameraden, indem sie mich theilnehmend umringten.

„Was soll er gesagt haben“, antwortete ich gleichmüthig, indem ich einen hölzernen Schemel zu mir heranzog und denselben zwischen meine Beine schob. „Es gibt Dinge, welche über den Horizont des alten Tobi hinausgehen, und ich denke, der Vorfall von heute gehört zu denselben.“

„Aber Du wirst dafür unfehlbar ins Loch spazieren, mein armer Junge“, sagte einer der Cadetten.

„Und wenn dies geschieht, so will ich verdammt sein, wenn ich noch länger als vier Wochen hier bleibe“, antwortete ich trotzig.

„Der alte Tobi versteht sich aufs Bestrafen“, bemerkte ein anderer; „mache Dich nur immer darauf gefaßt, bei Wasser und Brod eine Woche zuzubringen.“

„Ist einer unter Euch, der anders gehandelt haben würde, wenn er an meiner Stelle gewesen wäre?“ fragte ich, mich herausfordernd umsehend.

„Nein, um kein Haar anders!“ tönte es von allen Seiten, „und deshalb sollst Du auch keine Noth leiden, wenn man Dich einsteckt. Wir werden die Sorge für Dich übernehmen und Du sollst hinter den Eisengittern so gut speisen wie nur irgend einer.“

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür und einer der Offiziere der Compagnie trat ein.

„Cadet von Tennstedt!“ rief er, sich umsehend.

„Hier!“ antwortete ich und sprang von meinem Schemel auf.

„Auf Befehl des Majors bei Wasser und Brod acht Tage Arrest! Folgen Sie mir!“

Eine halbe Stunde darauf saß ich in einer dunklen Zelle, deren einziges Fenster mit Eisenstäben umgeben

war, und hatte nun Zeit, über die Unbeständigkeit der menschlichen Dinge Betrachtungen anzustellen. Bei einem so sanguinischen Temperament, wie ich besaß, waren dieselben nun eben nicht beruhigender Natur. Der Zorn tobte in meinem Herzen und in ohnmächtiger Wuth ballte ich meine Fäuste.

„Was habe ich gethan", rief ich, „als mich gegen die beabsichtigten Mißhandlungen eines rohen Menschen vertheidigt? Und dafür sperrt man mich jetzt in ein finsteres Loch und verfährt mit mir, als wenn ich ein Verbrechen begangen hätte! O, meine gute Mutter, wenn Dein sanftes Herz, welches stets in so großer Liebe zu mir überfloß, von dieser rohen Behandlung eine Ahnung hätte!"

Bei diesen Worten fühlte ich, wie mir die heißen Thränen an den Wangen herabflossen, zugleich trat aber auch eine völlige Veränderung in meiner Gemüthsstimmung ein. Der Gedanke an diejenige, welche so treu über meiner ersten Jugend gewacht hatte, über deren Lippen nie ein böses Wort gekommen war, deren Sorge immer nur darin bestand, die Tage meiner Kindheit zu verschönern und zu versüßen, stimmte mich mild und die Sehnsucht nach der Heimat erwachte mit neuer Stärke.

„Was sollst du länger hier", dachte ich, „unter diesen Menschen, welche kein Herz für dich haben, deren

verknöcherte Natur nicht über das Exercirreglement hinausreicht und die ihre volle Schuldigkeit gethan zu haben glauben, wenn sie einem jungen Mann von Stande die Dressur eines jungen Jagdhundes angedeihen lassen! Wozu ist das Glück mir hold gewesen und hat mir die Aussicht auf eine unabhängige Stellung im Leben verliehen, wenn ich diese Vortheile nicht zur Bewahrung meiner vollen Freiheit benutzen will? Kann ich deswegen nicht der Welt ebenso nützlich werden und eine gleich ehrenvolle Stellung einnehmen? Ist denn nicht der Bauer in seinem einfachen Kittel, der Handwerker in seiner anspruchslosen Emsigkeit, der Arbeiter mit seinen schwieligen Händen ein ebenso ehrenvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft wie der besternte Minister, der mit silbernen oder goldenen Epauletten glänzende General und wie alle diese Bevorzugten heißen mögen? Warum sollst du dich in einen goldenen Käfig einsperren und dich mit Flittergold behängen lassen, wenn dir das höchste und edelste Gut des Menschen, das schönste Geschenk Gottes, die köstliche, durch nichts zu ersetzende Freiheit fehlt?"

So philosophirte ich, und der Entschluß, die begonnene militärische Laufbahn aufzugeben und meine Mutter sobald wie möglich hierfür zu stimmen, befestigte sich in meiner Seele immer mehr.

Da meine Kameraden ihr Versprechen treulich hielten und dafür sorgten, daß ich in keiner Weise Mangel litt, so söhnte ich mich schließlich nicht allein mit meinem Schicksal aus, sondern gerieth auch mitunter in eine ganz humoristische Stimmung. Damals entdeckte ich zum ersten Mal, daß die Natur mir einige poetische Anlagen verliehen habe, denn mit Hülfe eines mir zugesteckten Bleistifts und eines Bogens Papier machte ich auf den alten Tobi nicht allein ein beißendes Epigramm, sondern ich begann auch den Entwurf zu einer Tragödie, in welcher ich natürlich der Held des Stücks war, der, verfolgt von dem unerbittlichen Fatum in der Gestalt des langen, hagern Majors, schließlich seinem tragischen Geschick erlag.

Als sich die Pforten meines Gefängnisses wieder öffneten, mußte ich natürlich von Tobi vor der versammelten Compagnie noch eine lange Strafpredigt aushalten, die sich durch eine reiche Blumenlese militärischer Kraftausdrücke und durch diverse Strafandrohungen für noch nicht begangene Vergehen auszeichnete. Zuletzt wurde mir auch mein Säbel wiedergegeben, aber, wohlgemerkt, vernagelt, damit ich von vornherein verhindert würde, ein zweites ähnliches Attentat damit zu begehen.

Da ich inzwischen einen Brief an meine Mutter abgeschickt hatte, in welchem ich sie dringend bat, schleu-

nigst dahin zu wirken, daß ich meiner militärischem Ehren und Würden als wohlbestallter Cadet enthoben werde, so machte ich mir aus den niederschmetternden Blicken des alten Tobi ebenso wenig wie aus dem Brummen des Schweizerbullen, welches sich jetzt in verstärktem Maße hören ließ, wenn mich das Schicksal in seine Nähe führte.

Eines Tages — und ich werde diesen Tag nie vergessen — richteten sich die grauen Katzenaugen des langen, hagern Majors beim Appell mit einem besondern Ausdruck der Bosheit auf mich und ich glaubte darin das stille Geständniß zu lesen, wie sehr es ihm zur Genugthuung gereichen würde, wenn er mich noch einmal zu einer recht empfindlichen Strafe verurtheilen könnte. Da der militärische Codex und zwar speciell das Kapitel über den Gamaschendienst in dieser Beziehung einen sehr weiten Spielraum zuläßt, so fürchtete ich in der That schon, daß der alte Tobi mich in flagranti wegen einer geplatzten Naht oder eines nicht vorschriftsmäßig geputzten Knopfs abfassen würde, und daß ich dann seinem unerbittlichen Strafgericht verfallen sei, wußte ich. Aber es kam anders und besser, wie ich gedacht hatte. Als der Appell zu Ende war und die Compagnie auseinander ging, rief der Major mit seiner schnarrenden Stimme:

„Der Cadet von Tennstedt bleibt hier, ich habe mit ihm noch etwas zu sprechen.“

„Mögest Du bei gesundem Leibe aus der Haut fahren, alter Tobi", dachte ich in sehr unchristlicher Weise und trat näher.

Aber der alte Tobi fuhr nicht aus der Haut, sondern langte vielmehr aus seiner Uniformtasche ein dienstliches Schreiben hervor, welches er in seiner gewohnten pedantischen Weise zu entfalten anfing.

„Auf den Wunsch Ihrer Frau Mutter", begann er, „hat der Kriegsminister Ihre Entlassung aus der Anstalt befohlen. Sie sind somit frei und werden wohl thun, sich sobald wie möglich von hier zu entfernen."

„Unverweilt, wenn Sie es wünschen, Herr Major", antwortete ich und sah ihn dabei ziemlich spöttisch an, während mir auf der andern Seite wieder das Herz vor Freude im Busen hüpfte.

Obgleich gewiß Niemand gegen das Logische dieser Antwort etwas einzuwenden gehabt haben würde, so schien dieselbe den alten Tobi, welcher eben kein großer Grammatiker war und der besonders häufig „mir" und „mich" verwechselte, nur noch mehr zum Zorn zu reizen.

„Ich glaube, Sie wollen mich noch Vorschriften machen und jetzt, wo Sie frei sind, gegen mir den vornehmen Herrn spielen?" rief er. „Aber ich sage Ihnen, zum Kukuk können Sie sich scheren, und je eher Sie dies thun, desto lieber ist es mich."

„Herr Major“, antwortete ich, denn ich war damals schon ein Junge, der nicht auf den Kopf gefallen war, „ich danke Ihnen, Herr Major, für die Reiseroute, welche Sie mir vorschlagen. Aber soviel mir bekannt, reist man am sichersten und bequemsten mit der Post, und ich denke, die Fürsorge meiner Mutter wird es nicht unterlassen haben, mich mit den Mitteln hierzu zu versehen.“

Hierin hatte ich mich auch nicht getäuscht, denn als ich auf meine Stube zurückkehrte, erwartete mich schon der alte Jakob, der treue, langjährige Diener unseres Hauses.

Bei seinem Anblick tauchten die Bilder meiner Heimat nur noch lebhafter und in erneuten glänzenden Farben vor meinem Geiste auf, und während ich dem alten Burschen die Hand schüttelte und dieser sein'en breiten Mund zu einem behaglichen Grinsen verzog, bestürmte ich ihn mit einer Reihe von Fragen, wie solche gerade dem Bedürfniß meines Herzens entsprachen.

„Was macht meine gute, liebe, theure Mama, Jakob?“ war natürlich das Erste, was ich hervorbrachte.

„Die gnädige Frau befindet sich ganz wohl, junger Herr; sie hat mir tausend Grüße für Sie mit auf den Weg gegeben, und hier ist auch ein Brief von der Herrin, in welchem wohl Alles stehen wird, was sie nicht mündlich hat bestellen wollen.“

Während ich das Schreiben mit jener Hast, die ganz meinen Gefühlen entsprach, aus der Hand Jakob's entgegennahm, fragte ich weiter:

„Wie steht es mit Onkel Richard? Ist er häufig auf dem Gute gewesen und was hat er dazu gesagt, daß ich so schnell der militärischen Laufbahn überdrüssig geworden bin?"

„In diesem Falle hat er sich ganz vernünftig betragen", entgegnete Jakob, welcher mit diesen Worten den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben glaubte. „Der Herr Major hat, wie Sie wissen, so seine besondern Launen und Eigenheiten, aber er hält auf die Ehre der Familie, und daß man Sie in so harter und rücksichtsloser Weise bestrafte, blos weil Sie sich, so gut es ging, einen rohen gemeinen Kerl vom Leibe zu halten suchten, das hat ihn doch tief verletzt und er meinte, solches sei keine Behandlung, die man einem jungen Menschen zu Theil werden lasse, welcher gezeigt habe, daß er etwas auf seine Ehre halte."

Diese Aeußerungen des alten Dieners fand ich auch in dem Briefe meiner Mutter bestätigt. Sie theilte mir mit, daß sie unmittelbar nach der Anzeige, die ich ihr von dem Vorfall gemacht, an den Kriegsminister geschrieben und um meine sofortige Entlassung gebeten habe, denn wenn sie auch anerkenne, daß bei jungen

Leuten, welche einst in die Armee als Offiziere treten sollten, die Aufrechthaltung und Handhabung der Disciplin eine Nothwendigkeit wäre, so bestände doch ein großer Unterschied darin, ob man dieselbe auf eine verständige und humane oder auf eine rohe und willkürliche Weise handhabe, und sie sei nicht willens, ihren Sohn länger in einer Anstalt zu lassen, wo man das so hart bestrafe, was in den Augen jedes Mannes von Ehre Entschuldigung gefunden haben würde.

Dieses Schreiben verfehlte denn auch seine Wirkung nicht; meine Entlassung war sofort angeordnet worden, und einem Gerücht zufolge, welches trotz der Vorsicht des alten Tobi in die Oeffentlichkeit gelangte, hatte derselbe dabei einen Verweis erhalten, der ihm, um mich eines Lieblingsausdruckes von ihm zu bedienen, seinen Standpunkt in aller Kürze, aber mit dem gehörigen Nachdruck klar gemacht hatte.

Acht Tage später befand ich mich wieder im älterlichen Hause, auf das freudigste von allen, die meiner Familie näher standen, begrüßt und besonders von meiner Mutter mit der innigsten Liebe empfangen. Auch Camilla hatte sich zu diesem Feste des Wiedersehens eingefunden, und obgleich es schon damals zu den Eigenthümlichkeiten ihres Charakters gehörte, ihre Empfindungen in stiller geräuschloser Weise auszudrücken

und das durch ein sanftes Lächeln oder einen innigen Händedruck an den Tag zu legen, was andere Kinder ihres Alters vielleicht in geräuschvoller, gesprächiger Weise gethan haben würden, trat sie doch diesmal mehr wie sonst aus ihrer gewöhnlichen Ruhe heraus und die Freude, mir wieder gegenüber zu stehen, drückte sich unverkennbar in ihren seelenvollen Augen aus.

„Du wirst Alles, was Dir hier lieb und theuer war, ebenso wiederfinden, wie Du es verlassen hast“, sagte sie nicht ohne den Ausdruck der Genugthuung, „denn ich habe während Deiner Abwesenheit Deine Stelle übernommen, und sowohl Dein Blumengärtchen, an welchem Du immer so viele Freude hattest, wie Deine Tauben und hier der treue Tiras, der uns stets auf unsern Ausflügen begleitete, sind von mir so gepflegt worden, als wenn sie mir selbst gehörten.“

„Ja, Camilla ist ein liebes, gutes Kind“, bemerkte meine Mutter, indem sie derselben liebevoll über das volle, lichtbraune Haar strich; „sie hat während Deiner Abwesenheit eine Anhänglichkeit an Dich an den Tag gelegt, welche Dir die Verpflichtung auferlegt, ihr dies zu jeder Zeit durch ein recht freundliches und aufmerksames Entgegenkommen zu danken.“

„Das will ich auch gewiß thun, theure Mama“, antwortete ich und reichte dabei meiner kleinen Spielgefähr-

tin mit dem Ausdruck aufrichtiger Dankbarkeit die Hand, „und wenn ich einst groß bin und Camilla eines Schutzes bedarf, so soll sie denselben unter allen Umständen zunächst bei mir finden.“

Mit einem Blick der zärtlichsten Liebe zog mich meine Mutter an ihr Herz, und indem sie einen Kuß auf meine Stirn drückte, sagte sie mit jenem bezaubernden Lächeln, welches ihr eigen war:

„Halte an diesen Gesinnungen fest, mein theurer Alfred, und wenn einst die Stunde kommen sollte, wo Camilla Deinen Beistand wirklich nöthig hat, so erinnere Dich der Worte, welche Du eben gesprochen hast.“

Onkel Richard, dem meine Ankunft ebenfalls gemeldet worden war, hatte seinen Besuch für den nächsten Tag angesagt, denn als mein Vormund konnte er sich der Verpflichtung nicht entziehen, mit meiner Mutter über das Rücksprache zu nehmen, was meine nächste Zukunft betraf.

Ich fand ihn in dem Jahre, wo ich ihn nicht gesehen hatte, in nichts verändert. Dieselben spiegelblank gewichsten Stiefeln wie früher, dieselbe glatt gekämmte Perrücke, derselbe mit Sorgfalt cultivirte Schnurrbart. Steif und ohne eine Miene seines trockenen, hagern Gesichts zu verziehen, reichte er mir drei Finger seiner in den bekannten waschledernen Handschuhen steckenden

Hand und sagte, er freue sich, mich wiederzusehen, obgleich er gewünscht hätte, daß dieses Wiedersehen durch eine andere Veranlassung herbeigeführt worden wäre, denn, fuhr er mit einem etwas strengern Blick fort, ein angehender Soldat müsse sich an Gehorsam gewöhnen, obgleich er nicht sagen wolle, daß es nicht Lagen gebe, wo man nach seiner eigenen Entschließung handeln und nach den Gesetzen der Ehre, ohne Rücksicht auf die daraus entstehenden Folgen, handeln müsse.

Hiermit hatte er nach seiner Ansicht offenbar seine Mißbilligung über das schnelle Aufgeben meiner militärischen Carrière ausgesprochen, ohne mir gleichzeitig seine Genugthuung über mein Verhalten zu versagen.

Er wendete sich jetzt an meine Mutter und fuhr in seiner gewöhnlichen pedantischen Weise fort:

„Da es dem jungen Herrn nun einmal beliebt hat, seine Abneigung gegen den Militärstand zu erkennen zu geben, so bleibt nichts Anderes übrig, als zu bestimmen, welchen andern Lebensberuf er wählen soll. Sie wissen, Schwägerin, daß ich mich hierin ganz Ihren Wünschen füge, und sollte von Ihnen daher darüber schon etwas beschlossen worden sein, so bitte ich, daß Sie die Gewogenheit haben, mich damit bekannt zu machen.“

„Nun, ich denke“, antwortete meine Mutter, „und

Alfred ist damit ganz einverstanden, daß er vorläufig noch auf einige Jahre das Gymnasium besucht und sich dann zur Fortsetzung seiner Studien auf irgend eine Universität begibt. Hat er später Lust, ein Amt zu übernehmen, so steht ihm dies ja immer frei; übrigens sind seine Vermögensverhältnisse Gott sei Dank der Art, daß er seinen Neigungen vollkommen folgen und sein Leben in ungestörter Unabhängigkeit genießen kann."

„Den Vortheil hat er allerdings vor vielen andern ehrlichen und braven Menschen voraus", entgegnete der Major, dessen Stirnhaut hierbei wieder in Beweglichkeit gerieth, „indessen von Ihrer Einsicht, Schwägerin, erwarte ich, daß Sie den jungen Menschen stets daran erinnern werden, daß der Besitz eines hübschen Vermögens zwar etwas sehr Angenehmes ist, daß man sich aber deshalb nie über andere minder Begünstigte erheben darf und daß Jeder stets in seinem eigenen Werthe und in seiner Thätigkeit den sichersten und haltbarsten Stützpunkt für sich suchen muß."

Meine Mutter versicherte, daß sie nicht allein das Ehrenwerthe, welches in dieser Aeußerung liege, vollkommen anerkenne, sondern daß sie über diesen Gegenstand mit mir auch schon mehrfach gesprochen habe. „Uebrigens hoffe ich", fuhr sie fort, „daß, wenn Alfred einst zur Selbstständigkeit gelangt ist, er nicht allein einen weisen

Gebrauch von seinem Vermögen machen, sondern es auch für Pflicht halten wird, nach Kräften Gutes zu thun, denn nur auf diese Weise gewinnt der Bemittelte erst das wirkliche Recht, den Ueberfluß, welchen ihm Gott verliehen, in Frieden und mit dem Bewußtsein eines guten Gewissens zu genießen."

„Nun", sagte mein Oheim, indem er sich erhob und zum Fortgehen anschickte, zu mir gewendet, „Du weißt ja, wo ich wohne, und sollte Dir bei Deinem künftigen Aufenthalt in der Stadt dann und wann die Zeit lang werden, und findest Du Gefallen daran, einige Stunden in meiner Gesellschaft zuzubringen, so soll mir Dein Besuch stets willkommen sein."

„Ich werde von dieser gütigen Erlaubniß von Zeit zu Zeit Gebrauch machen, Onkel Richard", antwortete ich, im Stillen nahm ich mir aber vor, den alten Hagestolz nicht zu oft zu belästigen, denn ich kannte seine Lebensweise, die darin bestand, des Morgens die Zeitungen zu lesen, nach dem Essen ein Schläfchen zu halten, dann eine Stunde auf dem Exercirplatz auf und ab zu gehen, um sich als Zuschauer bei den militärischen Uebungen zu betheiligen, oder mit einem alten Kameraden zu plaudern und schließlich in dem Club, zu welchem er gehörte, seine Partie Whist zu spielen und sein Glas Rothwein zu trinken. Jede Unterbrechung in dieser Lebens-

weise wirkte, wie ich wußte, störend auf ihn ein, und wenn er sich auch nichts hätte merken lassen, so wäre ihm doch der zu häufige Besuch eines jungen Menschen von meinem Alter gewiß unbequem und hindernd gewesen.

Da ich mir übrigens nicht selbst überlassen bleiben konnte, so that meine Mutter die erforderlichen Schritte, um mich bei einem Lehrer des Gymnasiums, Namens Held, bei dem bereits mehrere Knaben Aufnahme gefunden hatten, in Pension zu geben.

Madame Held war eine lange, hagere Dame, die nur dann ein freundliches Gesicht machte, wenn sie voraussetzen durfte, damit einen Vortheil zu erlangen. Sie beherrschte ihren Mann, welcher mindestens einen Fuß kleiner als sie war, vollkommen, und er schien es seit der ersten Zeit seiner Ehe nicht anders gewohnt zu sein, als seiner Gattin in allen Stücken unbedingt zu gehorchen. Madame Held hatte auch einen kleinen Ansatz von Schnurrbart, welcher ihr, verbunden mit einem spitzen, hervorragenden Kinn und einer dicken rothen Nase, ein besonders interessantes Ansehen gab. Uns Pensionäre nannte sie stets nur die jungen Herren, wobei sie aber Sorge trug, daß diese jungen Herren sich nie den Magen überluden. Wahrscheinlich um ihren Gatten für das Kreuz, welches sie ihm auferlegt hatte, zu ent-

schädigen, nannte sie ihn stets ihr Mätzchen, oder wenn sie bei besonders guter Laune war, wohl auch ihren kleinen folgsamen Pipi, welche Ausbrüche der Zärtlichkeit Herr Held dann durch „mein süßer Schatz" oder durch „mein holdes Täubchen" erwiderte, obgleich die würdige Dame durchaus nichts von einer Taubennatur besaß und der Vergleich mit einer Nachteule viel passender gewesen wäre. Neben ihrem überwiegenden Hange zum Geiz, unter welchem beiläufig gesagt der arme Pipi ebenso wie wir leiden mußte, besaß sie übrigens auch eine sehr große Neigung zur Naschhaftigkeit, und da wir als die Kinder wohlhabender Aeltern häufig mit Leckerbissen versorgt wurden, so hielt es Madame Held keineswegs unter ihrer Würde, während unserer Abwesenheit diese Süßigkeiten einer genauen Revision zu unterwerfen, was immer die natürliche Folge hatte, daß sich jedesmal unsere arithmetischen Berechnungen über die Dauer des Consums als falsch erwiesen. Natürlich waren wir viel zu pfiffige und durchtriebene Jungen, um nicht zu merken, von wem diese heimlichen Angriffe auf unser Eingemachtes und auf die Zucker- und Streuselkuchen ausgingen, und die Leser werden später erfahren, in welcher Weise wir uns dafür und für die schmalen Bissen, welche die liebenswürdige Dame uns zutheilte, revanchirten.

Wir waren fünf bis sechs Stubengenossen von fast gleichem Alter, alle darin einig, daß es viel angenehmer sei, über Tische und Stühle zu springen, als mit halb zugemachten Augen in einem Winkel zu hocken, oder sich zu sehr in den Cornelius Nepos zu vertiefen und den Kopf mit einer Menge Vocabeln voll zu pfropfen. Wenn sich also der kleine Pipi mit seinem Täubchen zu Bett begeben hatte, was in der Regel sehr früh geschah, begann in dem großen Zimmer, welches wir gemeinschaftlich bewohnten und das uns Madame Held, wahrscheinlich durch frühere Erfahrungen belehrt, in dem abgelegensten Theile des Hauses angewiesen hatte, fast jeden Abend ein sehr reges und bewegtes Leben. Alle erdenklichen Streiche, welche wilde Jungen von vierzehn und fünfzehn Jahren in ihrem Uebermuth nur ersinnen können, wurden ausgeführt, und wer von den Lesern in einer solchen Pension oder in einer Erziehungsanstalt aufgewachsen ist, wird wissen, daß in der Regel immer einer aus dieser hoffnungsvollen Gesellschaft von den übrigen zur Zielscheibe ihrer heimlich ausgedachten Streiche oder als Blitzableiter für begangene Sünden gemacht wird, über deren unangenehme Folgen nachzudenken oft sehr unbequem ist.

Der jüngste unserer Stubengenossen war ein gewisser Stein, ein Knabe von dreizehn Jahren, welcher

sich durch einen großen Hang zu Neckereien und gleichzeitig durch einen sehr beschränkten Verstand auszeichnete. Wir nannten ihn wegen seiner kleinen ungeschickten Gestalt, die mehr in der Breite wie in der Länge zuzunehmen schien, allgemein nur den Knirps, und wenn Knirps, was sehr häufig geschah, in vorlauter Weise nicht eher ruhte, bis er diesem oder jenem von uns irgend einen Schabernack gespielt hatte, so mußte er in der Regel unsere Fäuste fühlen, welche Demonstration der Junge dann stets durch ein Geheul und ein Geschrei erwiderte, als wenn er am Spieße stäke. Bereits mehrmals hatte der kleine Pipi dieserhalb interveniren müssen, und von seiten seiner Gattin war uns erklärt worden, daß, wenn die jungen Herren sich nicht ruhiger und anständiger verhielten, sie sich genöthigt sehen würde, Schritte zu thun, die sie bisher nur aus freilich falsch angebrachter Herzensgüte vermieden habe; denn sie sehe wohl, sie habe es mit einer Schaar von Undankbaren zu thun.

Natürlich kannten wir die Herzensgüte der liebenswürdigen Dame in den schmalen Bissen, die sie uns zukommen ließ, zur Genüge, und sobald wir wieder auf unserm Zimmer angelangt waren, mußte in der Regel der Knirps für die Strafpredigt, welche er veranlaßt hatte, doppelt büßen.

Ich habe schon erwähnt, daß er ein Junge von sehr beschränkten Geistesanlagen war, und da wir uns schon längst vorgenommen hatten, ihm für seine vorlauten Neckereien einmal eine derbe Lection zu ertheilen, so bauten wir hierauf einen Plan, von dessen Ausführung wir uns einen köstlichen Spaß versprachen.

Mit vieler Mühe, die hauptsächlich darin bestand, daß er sich seine Arbeiten von andern Mitschülern machen ließ, hatte er es endlich dahin gebracht, daß er in eine höhere Klasse versetzt worden war. Dieses wichtige Ereigniß durfte natürlich nicht spurlos vorübergehen. Wir bewiesen dem ebenso dummen wie eitlen Jungen, daß es von jeher bei den Deutschen Sitte gewesen sei, große Begebenheiten durch Feste und Schmausereien zu feiern, und daß er daher, wenn er uns gegenüber an seiner Achtung nichts einbüßen wolle, nothwendig ebenfalls ein Fest veranstalten müsse. Da wir ihm dabei gleichzeitig auch unsere fernere Beihülfe bei seinen Arbeiten in Aussicht stellten, so hielt es nicht schwer, ihn für unsere Idee zu gewinnen. Sobald es zu dunkeln begann, machte sich der Knirps mit zwei der schlausten und durchtriebensten unserer Stubengenossen auf den Weg, um die erforderlichen Ingredienzien, bestehend in einer Flasche Rum, Zucker, Citronen und einem Paquet Cigarren, zu dem bevorstehenden Feste heimlich ins Haus

zu schaffen. Natürlich geschah dies mit solcher Schlauheit und Umsicht, daß weder Pipi noch sein Täubchen irgend etwas davon merkten.

Als aber die Stunde vorüber war, wo sich das würdige Ehepaar zur Ruhe zu begeben pflegte, und wir von Lisette, dem Stubenmädchen, welche stets auf unserer Seite stand, wenn es galt, einen Streich gegen ihre Herrin auszuführen, erfahren hatten, daß Madame bereits vor einer halben Stunde die Nachthaube aufgesetzt und der Herr gleichfalls die Mütze über die Ohren gezogen habe und daß gegenwärtig in ihrem Schlafgemach völlige Finsterniß herrsche, begann sich in unserm Zimmer ein reges Leben zu entfalten. Eine mächtige Bowle dampfte auf dem Tische, und während von dem Aeltesten von uns, einem kecken, durchtriebenen Burschen von sechzehn Jahren, der Präsidentenstuhl eingenommen worden war, hatte ich mich zur rechten Seite des Knirps postirt, welcher im Vollgefühl seiner neuen Würde als angehender Tertianer mit übereinandergeschlagenen Beinen dasaß und sich den Punsch trefflich schmecken ließ. Zuletzt versuchte er auch gleich uns Uebrigen, mit sehr viel Verstand und Würde eine Cigarre zu rauchen, mußte aber dieses Experiment schnell wieder aufgeben, da sich dabei gewisse Symptome einstellten, die sehr störend auf die Würde des Festes einzuwirken drohten und

dem armen Knirps von uns Aeltern die Bemerkung zuzogen, daß ein so grüner Junge, wie er sei, besser daran gethan haben würde, eine Sache zu unterlassen, die für seine Jahre noch gar nicht passe, und wozu er jedenfalls Zeit habe, bis er nach Secunda versetzt worden sei.

Natürlich vergaßen wir dabei gänzlich, daß wir gleich ihm noch vollständige Grünschnäbel waren, und daß wir ebenfalls, obgleich wir uns mit möglichster Würde in die Dampfwolken zu hüllen suchten, hierdurch immer mehr in jenen seligen Zustand versetzt wurden, welcher unwillkürlich an den Namen eines bekannten dramatischen Schriftstellers erinnert und der wohl auch im gewöhnlichen Leben mit dem vulgären Namen Katzenjammer bezeichnet wird. Als die Bowle bereits über die Hälfte geleert und von uns die üblichen Toaste auf den Festgeber, auf die Fortdauer unserer Freundschaft und auf die endliche Einigkeit aller deutschen Gymnasiasten ausgebracht worden waren, neigte ich mich, nachdem ich vorher einen heimlichen Wink mit den übrigen Verschworenen ausgetauscht hatte, zu dem Ohre des Knirps, welcher infolge des genossenen Punsches und der noch rechtzeitig weggeworfenen Cigarre bereits wie ein Opiumesser die Augen verdrehte, und sagte:

„Wenn Du versprichst, Dich dieser Auszeichnung

werth zu zeigen, so sollst Du heute in ein Geheimniß eingeweiht werden, von welchem Du bis jetzt nicht die entfernteste Ahnung hattest."

„Ich verspreche Alles, was Du verlangst", antwortete der Angeredete, welcher ebenso leichtgläubig wie neugierig war.

„Willst Du in den Orden der Verschwiegenheit aufgenommen werden?"

„Der Verschwiegenheit? Was ist das für ein Orden?"

„Nun, Du hast doch schon von den Freimaurern gehört?"

„Ei freilich, mein Vater gehört ja auch zu denselben."

„Begreifst Du jetzt, zu welcher Ehre Du ausersehen bist?"

Der Knirps blickte mich verdutzt an.

„Alle, die Du hier siehst", fuhr ich geheimnißvoll fort, „sind Mitglieder des Ordens der Verschwiegenheit, und dort Hermann Lange, welcher Dir gegenüber sitzt, ist der geheime Obere, welcher das Ganze leitet."

„Aber ich habe doch niemals gehört —"

„Das glaube ich wohl. Wer es wagte, ein Wort darüber zu sprechen, würde jämmerlich durchgebläut werden."

„Du treibst also wirklich keinen Scherz mit mir?"

„Einfältiger Junge, wie kannst Du nur so etwas glauben! Wenn Du Kenntniß von den Vortheilen hättest, welche man durch die Aufnahme erlangt —"

„Vortheile?"

„Ja. Du brauchst zum Beispiel künftig Deinen Kopf gar nicht mehr mit lateinischen Vocabeln anzustrengen. Der Orden übernimmt es, für Deine Versetzung in eine höhere Klasse Sorge zu tragen."

„Ah, deshalb seid Ihr wohl auch alle im letzten Semester versetzt worden?" fragte der Knirps, indem er mich mit seinem dicken Gesicht anglotzte.

„Freilich! Wir haben auch eine Bundeskasse, und es wird Dir künftig nie mehr an Taschengeld fehlen."

Diese letzte Bemerkung verwirrte den schwachköpfigen Jungen vollends. „Ich bin bereit, mich aufnehmen zu lassen", rief er; „muß man einen Schwur leisten?"

„Das kommt auf die Umstände an. Vorläufig will ich Deine Aufnahme in Vorschlag bringen."

Infolge dessen erhob ich mich und sagte mit so feierlicher Stimme wie möglich:

„Geliebte Brüder und Bundesmitglieder! Unser würdiger Stubengenosse Karl Stein hat gegen mich den dringenden Wunsch ausgesprochen, in den Orden der Verschwiegenheit, dem wir sämmtlich angehören, aufgenommen zu werden. Indem ich dies zu Eurer Kenntniß

bringe, frage ich zugleich, ob Ihr ihn der Aufnahme für würdig erachtet?"

Da die Sache zwischen uns bereits vorher vollständig verabredet worden war, so lautete die Antwort einstimmig:

„Ja, wir halten ihn für würdig, in den Orden aufgenommen zu werden!"

„Ich trage daher darauf an, daß dies sogleich geschehe", fuhr ich fort.

„So entferne Dich inzwischen, damit die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung dieses wichtigen Actes getroffen werden können", sagte der vorerwähnte Hermann Lange, welcher die Rolle eines Meisters vom Stuhl spielte.

Infolge dieser Weisung wurde der Knirps von zweien aus unserer Mitte bei den Armen ergriffen und vor die Thür befördert, wo er unter scharfer Bewachung der Dinge harren mußte, die da kommen würden.

Unter allgemeinem Gelächter, welches aber natürlich möglichst unterdrückt wurde, holten wir nun sämmtliche Betttücher aus unserm Schlafzimmer und hüllten uns vom Kopf bis zum Fuß in dieselben. Dann wurde ein großer mit Wasser gefüllter Kübel herbeigebracht und dieser zwischen zwei Stühle gestellt, das Ganze

aber mit einem großen Laken verdeckt, auf dessen beide Enden sich zwei aus der Gesellschaft setzten, indem sie zu diesem Zweck auf den beiden Stühlen Platz nahmen. Während die Uebrigen, jeder ein brennendes Licht in der Hand, sich im Halbkreise um den verhängnißvollen Kübel gruppirten, rief schließlich der improvisirte Meister vom Stuhl, als alle Vorbereitungen zu der Komödie beendet waren, mit lauter Stimme: „Führt den Novizen herein, Brüder, damit seine Aufnahme in den Orden bewerkstelligt werden kann."

Auf diesen Ruf trat der Knirps mit seinen Begleitern wieder ins Zimmer, und Staunen und Ehrfurcht spiegelten sich in seinem dummen Gesicht ab, als er die verhüllten Gestalten und die brennenden Kerzen erblickte.

„Karl Stein", begann der Vorsitzende, „ist es noch Dein Wille, in den Orden der Verschwiegenheit aufgenommen zu werden?"

„Ja!" antwortete der Knirps mit unsicherer Stimme, indem er sich verdutzt umsah.

„So nimm dort in der Mitte der beiden Brüder Platz, um die Weihe zu empfangen", fuhr der Meister vom Stuhl fort, indem er auf den leeren Raum zwischen den zwei Stühlen zeigte.

„Zeige Dich muthig und entschlossen und setze Dich

kräftig nieder", flüsterte ich dem kleinen dicken Jungen ins Ohr.

In dem Augenblick aber, wo er dieser Weisung nach besten Kräften nachzukommen bemüht war, erhoben sich plötzlich gleichzeitig die zwei Vermummten von den Stühlen und der Knirps versank in der Tiefe des Kübels, indem das Wasser hoch über ihm zusammenspritzte.

Dies war natürlich das Signal zu einem allgemeinen schallenden Gelächter, während sich der Novize, indem er dabei die possirlichsten Grimassen schnitt, einen gewissen Theil seines Körpers rieb, dabei aber gleichzeitig vor Wuth und Aerger ein Gebrüll ausstieß, als wenn er am Spieße stäke.

„Willst Du still sein, Junge!" rief ich und versuchte ihm den Mund zuzuhalten.

Aber er war ein kleiner boshafter Schlingel, und statt meiner Weisung Folge zu leisten, schlug und stieß er mit Händen und Füßen nach mir und erhob seine Stimme nur noch stärker.

„Was machen wir mit dem garstigen Kobold?" fragte Lange. „Wenn er so fort schreit, kommt das ganze Haus in Alarm, und Gott sei uns gnädig, wenn Madame Held —"

Hier erstarb ihm das Wort auf den Lippen, denn

die Thür wurde plötzlich aufgerissen und die würdige Dame, gefolgt von Pipi, welcher, die Nachtmütze noch auf dem Kopfe und mit einem alten schmuzigen Schlafrock bekleidet, ein brennendes Licht hoch empor hielt, stand plötzlich vor uns.

Sie war wirklich schön in ihrem halb paradiesischen Anzug, mit ihrer langen, knöchernen Figur, mit dem citronengelben Halse, in dem schmuzigen Unterrock, über welchen sie in der Eile nur flüchtig ein verblichenes Umschlagetuch geworfen hatte.

Einen Augenblick stand die würdige Dame lautlos da und überschaute das Terrain, bevor sie zum Angriff überging, während Pipi noch immer das Licht hoch emporhielt und nur mitunter mit dem Ausdruck der höchsten Indignation an seine Nachtmütze faßte.

Endlich kam aber doch das Gewitter zum Ausbruch und nun schleuderte Madame Blitz auf Blitz auf unsere schuldigen Häupter.

„Wie", rief sie, „ist das eine Aufführung für junge Herren, die sich rühmen, anständigen Familien anzugehören? Ist das ein Betragen, wie sich solches für ein Haus wie das meinige geziemt? Pipi, mein Mätzchen, ich fordere Dich auf, mich zu rächen, denn Du siehst wohl, wie weit Du es mit Deiner Nachsicht gebracht hast! Daß sich Gott erbarme!" Hier trat die Dame einen Schritt

näher und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Daß sich Gott erbarme! Wie kommt dieser Kübel mit Wasser hierher, und Sie, junger Herr, wie sehen Sie aus? Ist es nicht eine Sünde und Schande, Sie in diesem Zustand betrachten zu müssen?"

„Ja", antwortete der Angeredete, indem er sich mit seinen geballten Fäusten die Thränen aus den Augen wischte, „man hat mich in den Orden der Verschwiegenheit aufgenommen, und nun bin ich so naß wie eine Katze, und meine neuen Hosen, die Sie mir erst vor zwei Tagen waschen ließen, sind ganz verdorben."

„Und was sehe ich!" fuhr die erzürnte Dame fort, indem sie ihre Blicke über den Tisch schweifen ließ. „Sie trinken Punsch wie erwachsene Leute, und sogar Tabak, glaube ich, haben Sie sich unterstanden zu rauchen? Pipi, mein Mätzchen, willst Du es dulden, daß diese jungen Herren in ihrer Verworfenheit uns um Ehre und Reputation bringen? Ist es nicht genug, daß ich sie kaum satt zu machen vermag, soll ich nun auch noch ihrer schlechten Aufführung wegen meinen Ruf einbüßen und mir sagen lassen, daß ich die Augen zudrücke, wenn es den jungen Herren gefällig ist, Punsch zu trinken und Tabak zu rauchen?"

„Beruhige Dich, mein Schatz", antwortete der arme Pipi, „Du sollst vollständige Genugthuung erhalten.

Wäre es übrigens nicht jetzt Zeit, Dich zurückzuziehen? Deine kostbare Gesundheit — Du bist etwas leicht angezogen, mein Engel — Deine zarte Körperconstitution — ich kann wirklich nicht zugeben, daß Du dieser jungen Missethäter wegen, die gewiß ihrer Strafe nicht entgehen sollen, Dein mir so theures Leben in Gefahr setzest."

„Ach Pipi", erwiderte die Dame, indem sie nun plötzlich aus dem Zustande der Aufgeregtheit und des Zorns in den der Sentimentalität überging, „was redest Du da, mein Mätzchen? Würde mich das Schicksal wirklich von Dir reißen, wer bürgt mir dafür, daß Du mich nicht schon in einem Jahre vergessen und Dir eine andere Lebensgefährtin suchen würdest? Aber ich sage Dir, eine treuere Gattin fändest Du niemals wieder, und wenn Dich wirklich ein solches Unglück heimsuchen sollte, so mögen es diese jungen Herren hier auf ihr Gewissen nehmen, welche sich unterstanden haben, bei nächtlicher Zeit hinter meinem Rücken Punsch zu trinken und Tabak zu rauchen."

Mit diesen Worten wendete uns Madame Held wie eine Schauspielerin den Rücken und trat den Rückzug an, indem sie sich dabei, um den Effect noch zu erhöhen, mit der einen Hand ausdrucksvoll das Gesicht bedeckte, während sie sich gleichzeitig in theatralischer Weise erschöpft auf den kleinen Pipi stützte, der in

seinem schmuzigen, abgetragenen Schlafrock, unter welchem seine in niedergetretenen Pantoffeln steckenden Füße schüchtern hervorblickten, possirlich genug aussah.

Als wir uns wieder allein befanden, war natürlich das Erste, daß wir mit dem kleinen bausbäckigen Jungen, welcher durch sein Geschrei die eben beschriebene Scene herbeigeführt hatte, Abrechnung hielten.

„Du bist schuld daran, daß wir in unserer Freiheit vielleicht jetzt auf längere Zeit beschränkt werden“, sagte Lange, als der Aelteste von uns, „und Du sollst jetzt dafür gebührendermaßen gezüchtigt werden.“

„Wenn Ihr mich anrührt, so schreie ich noch stärker wie vorher“, rief das verunglückte Mitglied des Ordens der Verschwiegenheit und sprang gleichzeitig auf einen Stuhl, um sich unsern Angriffen zu entziehen.

Natürlich half ihm dies nicht das Mindeste, denn in einem Nu hatten wir ihn umringt, und während ihm Lange den Mund zuhielt, regalirten wir Andern den Knirps dergestalt mit Püffen und Stößen, daß er zuletzt jeden Widerstand aufgab und in jämmerlichem Tone um Schonung bat. Diese wurde ihm denn auch gewährt, nachdem wir ihn ermahnt hatten, sich künftig durch ein besseres Benehmen derartige Prügelsuppen zu ersparen.

Der Auftritt hatte übrigens zur Folge, daß Herr

Held und seine Gattin jetzt wirklich strenger gegen uns verfuhren; denn während der erstere schon um neun Uhr nachsah, ob wir uns zu Bett befänden und das Licht ausgelöscht sei, hatte die letztere es für gut befunden, unsere schmalen Portionen noch schmäler zu machen, was natürlich eine große Erbitterung bei uns hervorrief, denn zunächst geriethen wir dadurch mit unserm Magen in Conflict und mußten, um diesen ungestümen Mahner zu befriedigen, unser Taschengeld stärker als sonst angreifen, was wieder die unausbleibliche Folge hatte, daß wir uns bereits in der Mitte des Monats gänzlich auf dem Trockenen befanden.

„Weißt Du", sagte eines Tags Lange zu mir, „daß ich stark das Bedürfniß empfinde, mich an Pipi und seiner Gattin für die Hungerkur, die sie uns angedeihen lassen, zu rächen?"

„Der letztern wenigstens könnte für ihren Geiz eine exemplarische Strafe nichts schaden", antwortete ich, „nur weiß ich nicht, wie ihr beizukommen ist, ohne daß wir dafür zur Verantwortung gezogen werden können."

„Laß mich nur machen", entgegnete Lange. „Du kennst doch das Sprichwort: Mit Speck fängt man Mäuse, und warum sollte sich daher nicht auch Madame Held durch eine Kruke Eingemachtes fangen lassen?"

„Du rechnest also auf ihre Naschhaftigkeit und auf ihre Kunstfertigkeit, die Eßwaaren, welche unsere Aeltern uns schicken, hinter unserm Rücken einer sorgfältigen Revision zu unterwerfen?"

„Natürlich! Laß mich nur machen. Betrachte Dir einmal dieses Himbeergelée, welches ich erst diesen Morgen geschickt bekommen habe. Glaubst Du, daß sie der Versuchung wird widerstehen können, sich die Hälfte davon zuzueignen?"

„Wenn Du es offen stehen läßt, dann allerdings."

„Offen oder verschlossen, Du weißt ja aus Erfahrung, daß die würdige Dame für jedes Schloß einen Schlüssel besitzt. Nun, was meinst Du? Es ist Dir doch bekannt, daß ich den Apothekerlehrling drüben kenne, der aus meiner Gegend zu Hause ist?"

„Köstlich!" rief ich, denn ich ahnte sogleich den Plan meines Freundes, welchen dieser sofort in Ausführung brachte, während ich die übrigen Stubengenossen mit Ausnahme des Knirps von dem, was im Werke sei, in Kenntniß setzte.

Lange hatte, als wir uns des Nachmittags zum Unterricht begaben, absichtlich seinen Koffer offen gelassen und keiner von uns sich jemals so freundlich von Madame Held empfohlen als gerade an diesem Tage. Als die Schule aus war, versammelten wir uns,

wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegte, in dem gemeinschaftlichen Eßzimmer, um unser Vesperbrod in Empfang zu nehmen und dasselbe, wie die würdige Dame sich idyllisch ausdrückte, im Kreise der Familie zu verzehren.

Pipi hatte wie gewöhnlich seiner Gattin gegenüber Platz genommen, und diese war eben mit der Austheilung der mager bestrichenen und nur sehr dürftig belegten Butterbrode zu Ende, als sie auf einmal unruhig auf ihrem Stuhle hin und her zu rücken begann und dabei Gesichter zu schneiden anfing, die dem armen Pipi eine Gänsehaut über den Rücken jagten, während wir jungen Leute, da wir in das Geheimniß eingeweiht waren, uns auf die Lippen bissen, um nur nicht mit unserm Gelächter herauszuplatzen.

„Fehlt Dir etwas, mein Täubchen?“ fragte endlich Herr Held ganz schüchtern, denn er war immer noch zweifelhaft, ob dieses geheimnißvolle Hin- und Herrücken wirklich eine Folge des Unwohlseins sei oder ob es als der Vorläufer eines zum Ausbruch kommenden Gewitters betrachtet werden müsse.

„Du siehst wirklich sehr angegriffen aus, mein Schatz“, wiederholte Pipi und legte dabei mit dem Ausdruck besorgter Zärtlichkeit seine Hand auf die seiner Ehehälfte, aber unmittelbar darauf zog er sie erschrocken wieder zurück, denn Madame sprang plötzlich auf, und

während sich ihr ohnedem nicht interessantes Gesicht zu einer neuen Grimasse verzog, rannte sie wie besessen zur Stube hinaus, indem sie sich dabei den Leib hielt.

„Ich fürchte wirklich, es ist meiner Frau etwas zugestoßen", bemerkte Herr Held, der sich nun gleichfalls erhob. „Ich verlasse Sie auf einen Augenblick, um nachzusehen, ob meine Hülfe nöthig ist."

Damit war er zur Thür hinaus, während wir uns vor Vergnügen die Hände rieben und erklärten, daß dies der köstlichste Ulk sei, den wir je erlebt hätten.

Nach etwa zehn Minuten zeigte sich die lange, hagere Gestalt der Dame wieder am Eingang des Zimmers, und ohne ein Wort zu sagen, nahm sie von neuem auf ihrem Stuhle Platz.

„Ich hoffe, es ist Dir jetzt wieder besser, mein Engel?" begann Pipi, welcher ihr gefolgt war, nach einer Weile.

„Ja, in der That besser, mein Mätzchen", antwortete seine Ehehälfte; „ich fühle wirklich eine bedeutende Erleichterung, seitdem ich —" und Madame Held wechselte mit ihrem Gemahl einen geheimnißvollen Blick, den wir uns übrigens sehr gut zu deuten wußten.

„Willst Du nicht eine Tasse warmen Kaffee trinken?" fragte besorgt der kleine Mann.

„Ich weiß wirklich nicht, ob es mir gut ist. O mein Gott, da kommt es schon wieder! Ich begreife in der That nicht — Au!“ Und während die Dame unter neuen Grimassen fortstürzte, rief sie im Verschwinden:

„Pipi, mein Mätzchen, folge mir nach, ich weiß nicht, ob ich Deine Hülfe nöthig habe!“

Der gehorsame Pipi beeilte sich, diesem Gebot Folge zu leisten, und wir jungen Leute brachen abermals in ein halb unterdrücktes Gelächter aus.

„Ich halte mich für verpflichtet, meinem Apothekerlehrling morgen meinen Dank für sein treffliches Elixir zu sagen“, bemerkte Lange. „Uebrigens denke ich, wir werden nun einige Zeit nicht mehr über die schnelle Abnahme unserer Eßwaaren zu klagen haben. Aber Du mußt jetzt hinaus, Tennstedt, und Dich in unserm Namen nach dem Befinden von Madame erkundigen.“

„Meinetwegen“, antwortete ich, „und wäre es auch nur, um zu sehen, welche Dienste Pipi bei dieser kleinen häuslichen Angelegenheit zu verrichten hat.“

Als ich in das Wohnzimmer des Held'schen Ehepaars trat, fand ich dasselbe, wie ich vermuthet hatte, leer. Ich verfügte mich also in ein anstoßendes Gemach und gewahrte hier den kleinen Mann, vor einer gewissen Thür Wache haltend, hinter welcher Madame Held in

der Regel zu verschwinden pflegte, wenn sie auf eine Viertelstunde allein zu sein wünschte.

„Was wollen Sie?“ fragte Pipi verdutzt, indem er sich in vertheidigender Stellung vor dem geheimen Plätzchen postirte.

„Entschuldigen Sie, Herr Held, allein die Besorgniß für Ihre Frau Gemahlin ließ mir und meinen Collegen keine Ruhe.“

„Ich danke Ihnen bestens“ — und der kleine Mann warf mir einen mißtrauischen Blick zu — „es geht bereits besser und Sie werden wohl daran thun, sich nicht weiter zu incommodiren.“

Mit diesem Rapport kehrte ich zu meinen Kameraden zurück, die sich darüber höchst zufrieden bezeigten.

„Sollen wir den Knirps noch einmal hinausschicken?“ fragte mich Lange nach einer Weile.

„Schaden könnte es dem einfältigen Jungen nicht, wenn er mit ein paar Katzenköpfen zurückgeschickt würde“, antwortete ich.

„Höre, Stein“, sagte Lange, „Du könntest bei Herrn Held wohl einmal nachfragen, wie sich Madame befindet. Eine solche Aufmerksamkeit wird Dir jedenfalls sehr hoch angerechnet werden.“

„Gut, ich will es thun“, antwortete dieser und rannte zur Thür hinaus.

Indessen schon nach fünf Minuten kam er mit einem Gesicht, so roth wie ein Puter, zurück und erhob drohend gegen Lange seine Faust.

„Du bist schuld daran", rief er mit thränenden Augen, „daß ich das Lineal des Herrn Held habe fühlen müssen."

„Was hast Du denn gethan?"

„Ich habe gefragt, wo sich Madame befände, und da hat mich Herr Held einen vorlauten, unbescheidenen Bengel genannt und mir einen Denkzettel mit auf den Weg gegeben."

Natürlich folgte dieser Erklärung ein allgemeines Gelächter, welches erst endete, als Pipi kurz darauf selbst eintrat.

„Begeben Sie sich auf Ihr Zimmer, meine Herren", sagte er in einer Weise, die sehr kühl und frostig klang.

„Dürfen wir vorher nochmals fragen, wie es mit Madame geht?" sagte ich.

„Ich danke Ihnen; ich hoffe, die Krise ist vorüber", war die kalte Antwort.

„Sollte nach einem so heftigen Anfall Ihre Frau Gemahlin nicht geneigt sein, etwas Erfrischendes zu sich zu nehmen?" bemerkte Lange. „Ich habe diesen Morgen vortreffliches Himbeergelée geschickt bekommen; vielleicht ist dieselbe so gütig, davon Gebrauch zu machen?"

Diesmal schoß aus den sonst so friedlichen Augen des kleinen Pipi ein grimmiger Blick, welcher uns verrieth, daß er die Ursache der plötzlichen Erkrankung seiner Gattin sehr genau kannte.

„Ich danke Ihnen", sagte er kurz, „meine Frau liebt derartige Leckereien durchaus nicht, sie sind ihr in den Tod zuwider und sie würde sie unter keinen Umständen anrühren."

Natürlich waren wir hierüber ganz anderer Meinung, aber wir hatten gleichfalls unsere Gründe, die Erörterung über diesen Gegenstand nicht fortzusetzen und so ist denn die Geschichte mit dem Himbeergelée bis auf den heutigen Tag zwischen uns und der Familie Held ein unenthülltes Geheimniß geblieben.

Während meines Aufenthalts in der Stadt versäumte ich natürlich auch nicht, zeitweise meinen Oheim zu besuchen. Der alte Junggesell hatte ein sehr hübsches, für seine Bedürfnisse passendes Quartier, das aus einem Empfangszimmer, einem kleinen Salon und aus einer Wohnstube mit dem daranstoßenden Schlafzimmer bestand. Eine Wirthschafterin, die sowohl durch ihr Alter wie durch ihre Häßlichkeit auch einem jüngern Manne nicht hätte gefährlich werden können, versah ihm die Küche, während sein Diener Friedrich für seine übrigen Bedürfnisse sorgte. Ich merkte bald, daß dieser Mensch,

welcher trefflich den Ton ehrlicher Gutmüthigkeit anzunehmen verstand, sein volles Vertrauen zu erwerben gewußt hatte, ja daß er ihn sogar in manchen Dingen vollständig beherrschte, denn der alte Herr, welcher Ordnung und Bequemlichkeit vor allem liebte, war mit seinen Dienstleistungen außerordentlich zufrieden und würde es sehr übel genommen haben, wenn man die Treue und Ehrlichkeit seines Friedrich auch nur im entferntesten in Zweifel gezogen hätte. Mir gefiel der Mensch indessen durchaus nicht, und so wenig die Jugend auch sonst zum Argwohn geneigt ist, so konnte ich mich doch mitunter des Gedankens nicht erwehren, daß dieser Friedrich das Vertrauen meines Verwandten in dem Maße nicht verdiene, wie solches derselbe ihm schenkte. Schon das berührte mich unangenehm, daß der Mensch sich mir gegenüber ein Benehmen erlaubte, welches nicht mit der Achtung übereinstimmte, die er dem Neffen seines Herrn schuldig war, während er diesem gegenüber wieder jene kriechende Unterwürfigkeit zur Schau trug, hinter der sich so häufig ein böses Gewissen versteckt.

Mein Oheim pflegte selten das Theater zu besuchen, und geschah es einmal, so wählte er solche Stücke, in welchen das kriegerische Element das vorherrschende war. Da gerade an einem Sonntag, wo ich mich bei ihm zum Besuch befand, die „Jungfrau von Orleans“

gegeben wurde, so ließ er, um mir eine Aufmerksamkeit zu erweisen, zwei Logenbillets zu dieser Vorstellung holen, und da er noch vom Regiment her gewohnt war, sich stets sehr genau nach der Uhr zu richten, so hatten wir schon unsere Plätze inne, als der untere Raum, das Parterre, sich erst langsam zu füllen begann.

Mein Verwandter war, wie gesagt, ein alter, trockener Herr, den die Außenwelt wenig anzog und welcher sich mit militärischer Pünktlichkeit innerhalb des Kreises seiner mit ihm groß gewordenen Gewohnheiten bewegte, aber so weit reichte seine Pendanterie doch nicht, um gegen das Schöne ganz unempfindlich zu sein, und so fühlte er sich auch nach und nach durch die Erhabenheit der Sprache und den Reichthum der Handlung, welche auch hier wie in allen Schöpfungen des unsterblichen Dichters hervortreten, erwärmt und gefesselt, und mit sichtbarer Spannung folgte er der Darstellung, die für eine Provinzialbühne als eine sehr gelungene bezeichnet werden konnte. Als nach Beendigung des ersten Actes der Vorhang gefallen war, wendete sich mein Verwandter zu mir und sagte:

„Ich glaube wirklich, daß ich an der Vorstellung mehr Interesse finde, als ich meinte, obgleich ich es doch immer vorziehen würde, ein Regiment exerciren zu sehen. Immerhin mag aber auch eine solche Komödie

ihr Gutes stiften, und es thut mir jetzt wirklich leid, daß ich mein Opernglas zu Hause gelassen habe."

„Wenn Sie erlauben, Onkel Richard", antwortete ich, „so eile ich schnell nach Ihrer Wohnung und hole dasselbe."

„Du wolltest mir wirklich diesen Gefallen thun?"

„Es ist ja blos ein kurzer Weg. Sagen Sie mir nur, wo ich das Glas finde."

„In meinem Arbeitszimmer, mein Junge, auf der rechten Seite in meinem Secretär, im dritten Fach von unten gerechnet."

„So geben Sie mir den Schlüssel; in einer Viertelstunde bin ich wieder hier."

Ich eilte fort, und da ich möglichst schnell zurückzukehren wünschte, so verdoppelte ich meine Schritte und befand mich bald in der Nähe des Hauses, in welchem mein Verwandter wohnte. Derselbe hatte den ersten Stock inne, und ich erstaunte nicht wenig, als ich denselben vollständig erleuchtet fand.

„Das ist doch höchst sonderbar", dachte ich; „ich weiß bestimmt, daß Onkel Richard keinen Besuch erwartet, und hier scheinen doch alle Anstalten dafür getroffen zu sein."

Während ich noch einen Augenblick unschlüssig dastand und nach einer Lösung für dieses Räthsel suchte,

fiel mir plötzlich ein, daß Friedrich den Major bei seinem Weggehen wiederholt gefragt hatte, zu welcher Stunde er dessen Rückkehr erwarten könne, und daß der letztere darauf geantwortet hatte, er werde nach dem Theater noch seinen Club besuchen und von dort vor elf Uhr nicht heimkehren.

„Der Mensch gefällt mir nun einmal nicht", murmelte ich, „und ich bin überzeugt, daß er meinen Oheim hintergeht. Vielleicht gelingt es mir, heute Beweise hierfür zu erlangen, und statt vorn hinaufzugehen, will ich den hintern Eingang benutzen; ich gelange dann unbemerkt in die Wohnung, und wenn dort etwas geschieht, was man vor den Augen meines Oheims verbergen will, so werde ich die Thäter überraschen, ehe sie Zeit haben, sich meinen Blicken zu entziehen."

Diesem Entschluß folgte sofort die That. Ich schlüpfte in das Haus und stieg die nach dem Hofe führende Treppe der Hinterwohnung so behutsam wie möglich hinauf. Von dort gelangte ich in die Küche und aus der Küche wieder in einen kleinen Corridor, welcher nach dem Empfangszimmer führte.

Als ich den letztern betrat, blieb ich einen Augenblick stehen und lauschte. Zu meinem Erstaunen hörte ich Gläsergeklirr und unmittelbar darauf vernahm ich die Stimme der Haushälterin, welche ein lautschallendes

Gelächter ertönen ließ, wie es bei dieser Art von Leuten der Fall ist, wenn sie sich bei ihren Vergnügungen unbeachtet wissen.

„Also ein Fest", dachte ich, „welches wahrscheinlich Herr Friedrich arrangirt hat!" und in demselben Augenblick öffnete ich auch schon das Zimmer und stand eine Sekunde darauf mitten in demselben.

Der Anblick, welcher mir hier zu Theil wurde, war wirklich ein überraschender. Friedrich saß, bequem in einen Fauteuil zurückgelehnt und behaglich in den Schlafrock meines Oheims gehüllt, mit über einander geschlagenen Beinen am Tisch, während ihm gegenüber in einer Haube, die reichlich mit feuerrothem Bande garnirt war, die Haushälterin Platz genommen hatte. Außerdem war noch ein hübsches Dienstmädchen anwesend, als deren Ritter augenscheinlich der Bediente eines Obersten fungirte, welcher zu den nähern Bekannten meines Verwandten gehörte.

Die reichlich mit Kuchen, kaltem Braten und einer Wildpastete besetzte Tafel, sowie mehrere theils geleerte, theils noch gefüllte Weinflaschen bewiesen mir zur Genüge, daß hier ein Fest gefeiert wurde, dessen Kosten der ehrliche und treue Friedrich für gut befunden hatte, seinen Herrn tragen zu lassen, sowie er es gleichfalls ganz in der Ordnung gefunden zu haben schien, aus dessen

Cigarrenvorrath sich und seinen Herrn Collegen zu regaliren, denn der mir wohlbekannte Kasten, in welchem sich die feinen Havanna meines Oheims befanden, stand geöffnet auf dem Tisch, und Friedrich sowohl wie sein College dampften mit Wohlbehagen das feine narkotische Kraut.

Natürlich rief mein plötzlicher Eintritt bei der interessanten Gesellschaft eine Bestürzung hervor, die für mich für den Augenblick etwas höchst Komisches hatte. Die Haushälterin schrie laut auf und begoß sich vor Schreck von oben bis unten mit dem Glase Wein, welches sie gerade in der Hand hielt, das andere Fräulein vom Stubenbesen versuchte ein großes Stück Kuchen, das von ihm eben in den Mund geschoben worden war, hinunterzuwürgen, der Bediente des Obersten richtete sich in steifer militärischer Haltung in die Höhe und suchte die brennende Cigarre meinen Blicken zu entziehen, während Friedrich ein Gesicht machte, als wenn er sagen wollte, daß ihm plötzlich der weite Schlafrock zu eng werde und daß er eine Unbehaglichkeit fühle, die gar nicht zu dem weichen, bequemen Lehnsessel paßte, in welchem er sich noch kurz vorher so behaglich gewiegt hatte.

Er mochte indessen wohl einsehen, daß er mit einer Erklärung hervortreten müsse, und wahrscheinlich glaubte er, daß er einen so jungen, unerfahrenen Menschen, wie

ich war, leicht abfertigen könne, denn indem er sein Gesicht zu einem Grinsen verzog, sagte er mit mehr Impertinenz und Unverschämtheit als Zerknirschung und Bescheidenheit:

„Der junge Herr werden sich wundern, uns hier etwas angeheitert anzutreffen. Indessen ich bin der Meinung, daß sich arme Dienstboten auch einmal einen heitern Abend machen können, und zumal bei einer Gelegenheit wie diese, wo Christinens Geburtstag ist, die doch stets dafür sorgt, daß der Herr mit ihr zufrieden ist und daß es ihm an nichts fehlt. Und übrigens glaube ich auch, daß der Herr Major viel zu human denken, um uns dieses Vergnügen nicht zu gönnen. Dies hier ist die Friederike von unten, und dies hier der Johann von drüben, und wenn der junge Herr nichts dagegen haben, so erlauben wir uns auf Ihr Wohl anzustoßen, und somit hoffe ich, daß die Sache nicht erst zu des Herrn Majors Ohren kommen wird, was uns alle und besonders mich sehr betrüben würde.“

Dieses Gemisch von Dummheit und Unverschämtheit zeigte mir recht deutlich, wie sehr sich mein Verwandter von dem getreuen Friedrich bereits die Herrschaft hatte aus den Händen winden lassen, und ich konnte mich der Annahme nicht erwehren, daß derselbe wohl auch noch anderweitig in seinem Interesse auf die Hu-

manität meines Oheims speculiren möge, denn ich erinnerte mich, wie der letztere mehrmals gegen mich die Aeußerung hatte fallen lassen, daß er nicht begreife, wie die Ausgaben für seinen Haushalt trotz seiner einfachen Lebensweise stets so hohe Summen erforderten.

„Ueber Ihr Thun und Treiben", sagte ich zu Friedrich gewendet, „haben Sie natürlich nur meinem Oheim Rechenschaft abzulegen, wenn Sie aber glauben, daß ich demselben das, was ich hier so eben gesehen, verschweigen werde, so befinden Sie sich im Irrthum. Und jetzt nehmen Sie das Licht zur Hand und leuchten Sie mir, denn ich habe etwas aus dem Zimmer meines Oheims abzuholen, und er wartet darauf."

Mit ziemlich trotziger Geberde ergriff der verwöhnte Diener einen Leuchter und folgte mir in die andere Stube. Als ich zurückkehrte, war die Friederike von unten und der Johann von drüben verschwunden, und auch die gaumkitzelnden Gegenstände, die ich noch vor wenigen Minuten auf dem Tische erblickt, hatte Christine rasch beiseite geschafft.

„Sie werden wohl thun, wenn Sie sich meinem Oheim bei seiner Rückkehr in Ihrer gewöhnlichen Livrée präsentiren", sagte ich beim Weggehen, „denn sonst könnte es sich wohl ereignen, daß er unverhofft auf

den Gedanken käme, das Ausklopfen seines Schlafrocks einmal selbst vorzunehmen.“

Als ich nach dem Theater zurückkehrte, wunderte sich der Major, daß ich so lange geblieben sei.

„Darüber dürfen Sie nicht erstaunt sein“, antwortete ich, „denn ich habe inzwischen in Ihrer Wohnung einem Feste beigewohnt.“

„Einem Feste? Wie kannst Du einem Feste beigewohnt haben, bei welchem ich doch nothwendig hätte zugegen sein müssen?“

„Ja, gerade durch Ihre Abwesenheit scheint dasselbe hervorgerufen worden zu sein.“

„Unmöglich! Erkläre Dich deutlicher!“

„Nun, die Sache ist sehr einfach, lieber Oheim. Ich fand Friedrich, in Ihren Schlafrock gehüllt, im Salon, ihm gegenüber saß Christine und zur rechten und linken Seite beider die Friederike von unten und der Johann von drüben. Es versteht sich übrigens von selbst, daß man seine Gäste nicht mit trockenem Munde dasitzen läßt, aber ich glaube, daß diesmal Ihr Weinkeller und Ihre Speisekammer das Material dazu geliefert haben.“

„Hast Du Dich auch nicht geirrt?“ entgegnete mein Oheim, indem er ungläubig mit dem Kopfe schüttelte.

„Ebenso wenig, wie ich mich darüber täuschte, daß

Ihr Friedrich dieser Assemblée in Ihrem Schlafrock präsidirte."

„Gut, ich werde die Sache untersuchen; inzwischen kann ich mir nicht denken, das heißt, ich weiß bestimmt, daß Friedrich so treu wie Gold ist, aber wie gesagt, es ist mir lieb, daß Du mich von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt hast, und ich werde ein strenges Verhör abhalten, obgleich ich zweifle, daß die Sache sich so verhält, wie sie Dir geschienen hat."

„Wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen", dachte ich und bedauerte im Stillen die Schwäche meines Verwandten gegen einen Menschen, von dem ich überzeugt war, daß er ihn betrog.

„Besuche mich morgen", sagte mein Oheim, als wir uns trennten; „es ist mir daran gelegen, Dir das Resultat meiner Untersuchungen mitzutheilen, aber ich sage Dir im voraus, ich weiß, daß ich treue und zuverlässige Dienstboten habe."

Als ich ihm am andern Tage meine Visite abstattete, fiel es mir schon auf, daß Monsieur Friedrich mir mit einem Gesicht öffnete, welches Schadenfreude und eine nur schlecht verhehlte Unehrbietigkeit zur Schau trug, noch mehr war ich aber erstaunt, als der Major mir mit einer Miene entgegentrat, die ein starkes Selbstbewußtsein und seine innere Befriedigung verkündete.

„Es freut mich“, begann er, „daß ich im Stande bin, diese braven und ehrlichen Leute wegen des gestrigen Vorfalls vor Dir zu rechtfertigen.“

„Es freut mich auch“, entgegnete ich ziemlich ironisch, „denn ich würde mir einen Vorwurf daraus machen, Jemand ungerechterweise anzuklagen.“

„Diese Absicht hast Du gewiß nicht gehabt“, antwortete mein Oheim entschuldigend, „aber der Schein trügt oft und ein Versehen ist noch kein Vergehen.“

„Es besteht also hier nur ein Versehen?“ fragte ich lachend.

„Ja, insofern Friedrich nämlich voraussetzte, ich würde ihm die Genehmigung nicht versagt haben, sich während meiner Abwesenheit eine Stunde im Salon aufzuhalten, und es versäumte, die Erlaubniß hierzu einzuholen.“

„Aber ich weiß doch gewiß, daß Sie es für höchst unschicklich halten, wenn Domestiken sich herausnehmen, in Ihren Zimmern ein Souper zu arrangiren?“

„Ein Souper war es nicht, Friedrich hat mir dies erklärt. Ein paar Neigen Wein, die übrig geblieben waren, ein Stück Fleisch, welches meine Leute jeden Abend verzehren, kannst Du dies ein Souper nennen? Und was den Besuch anbelangt, so war dies ein zufälliges Zusammentreffen. Du siehst also, daß hier Milde-

rungsgründe vorliegen, und ich habe mich daher auch veranlaßt gesehen, die Sache mit einem Verweise abzumachen."

Ich mußte im Stillen über die Schwäche meines Verwandten die Achseln zucken, fühlte mich aber natürlich nicht berufen, dagegen Einsprache zu erheben. Ich habe es später sehr oft im Leben bestätigt gefunden, daß Leute, welche sehr streng gegen Andere urtheilen, um so nachsichtiger gegen sich und ihre nächsten Umgebungen sind, und daß sie oft offenbare Unredlichkeiten beschönigen, wenn diejenigen, welche dieselben begehen, es nur verstehen, ihren Schwächen zu schmeicheln und die Miene der Ehrlichkeit äußerlich zur Schau zu tragen.

Ich übergehe nun die nächstfolgende Zeit und bemerke nur, daß ich nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre das Gymnasium verließ und die Universität bezog. Auch auf diese Zeit will ich nicht speciell eingehen, weil das akademische Leben in seinen verschiedenen Schattirungen schon mehr als zur Genüge geschildert worden ist. Da es nicht in meiner Absicht lag, mich einem besondern Beruf zu widmen, so machte ich vorläufig die Kameralwissenschaften zu meinem Fachstudium und versäumte nebenbei auch nicht, von den akademischen Freiheiten, die mir geboten wurden, meinen Neigungen gemäß einen umfassenden Gebrauch zu machen. Ich lernte

damals einen jungen Mann kennen, welcher mich durch sein sanftes Wesen, durch sein offenes Herz und durch den moralischen Muth, mit welchem er so manche Ungunst der äußern Verhältnisse ertrug, außerordentlich fesselte. Da das Schicksal mich auch noch in einer spätern Zeit mit ihm zusammenführte und er bei manchen spätern Begebenheiten meines Lebens eine thätige mitwirkende Rolle spielte, so werden die Leser noch öfter Gelegenheit haben, ihm zu begegnen, und ihn gewiß ebenso liebgewinnen, wie dies bei mir der Fall gewesen ist.

Hermann Hellbach war der Sohn einer Beamtenswittwe, die von den Zinsen eines kleinen Vermögens und von einer Pension, welche ein paar hundert Thaler betrug, lebte. Außer ihm war noch eine Schwester vorhanden, und in der Liebe dieser beiden Kinder concentrirte sich das ganze Glück der Mutter. Obgleich sie kränklich war, so unterzog sie sich doch manchen Entbehrungen, um Sohn und Tochter mit Ehren groß zu ziehen. Besonders auf den erstern setzte sie wegen seiner geistigen Befähigung ihre größte Hoffnung und brachte Opfer, die weit über ihre Kräfte hinausgingen, nur um es jenem möglich zu machen, seine akademischen Studien fortzusetzen. Hellbach hatte die philologische Laufbahn gewählt, und man mußte es ihm zur Ehre nachsagen, daß er durch

Fleiß und Solidität die Hoffnungen seiner Mutter zu rechtfertigen und die Entbehrungen, welche sie sich auferlegte, zu lohnen wußte. Dennoch unterlag sein Geist mitunter dem Einfluß trüber Ahnungen, und in vertrauten Stunden sprach er dieselben wohl gegen mich aus.

„Du wirst sehen", sagte er, „daß mich eines Tags unerwartet ein Schlag trifft, welcher meine Aussichten für die Zukunft vernichten und mich in eine ganz andere Lebensbahn schleudern wird. Dieser Gedanke verfolgt mich unablässig, ich kann ihn nicht los werden, so sehr ich ihn auch zu bekämpfen suche, und wenn ich mich seiner auch heute entledigt zu haben glaube, so übt er morgen schon mit erneuter Gewalt seine Herrschaft über mich aus."

Ich suchte natürlich meinem Freunde eine derartige Idee möglichst auszureden, indem ich ihm vorstellte, daß in solchen Fällen meist körperliche Einflüsse ihren Druck auf uns ausübten und Seelenzustände wie die von ihm geschilderten hervorriefen. Aber ungläubig schüttelte er dann jedesmal mit dem Kopfe und antwortete mit einer Hartnäckigkeit, die ich sonst gar nicht an ihm kannte, die Erfahrung werde lehren, wer von uns beiden Recht habe.

Wirklich trat er eines Morgens mit verstörtem Ge-

sicht bei mir ein und hielt mir einen Brief mit schwarzem Siegel entgegen.

„Meine Ahnung ist früher, als ich glaubte, in Erfüllung gegangen", sagte er mit stiller, ruhiger Resignation, „und ich komme, um von Dir auf längere Zeit Abschied zu nehmen."

„Mein Gott, was ist denn vorgefallen?" rief ich, bestürzt aufspringend, und versuchte aus seinem sanften, edlen Antlitz, aus seinen trauernden Zügen das Geheimniß des Schreibens zu entziffern, welches er noch immer in der Hand hielt.

„Meine edle Mutter ist plötzlich von dieser Erde abberufen worden", antwortete er mit einer Stimme, welche seine tiefe Erschütterung bekundete. „Durch diesen Todesfall sind nicht allein meine weitern Studien unterbrochen worden, sondern es liegt mir auch nunmehr die Pflicht ob, die Zukunft meiner Schwester sicher zu stellen, deren alleinige Stütze ich jetzt bin."

„Es bedarf wohl kaum der Versicherung", antwortete ich, „daß ich das Unglück, welches Dich heimgesucht, ebenso empfinde, als wenn es mich selbst betroffen hätte, aber wegen der Fortsetzung Deiner Studien mache Dir keine Sorgen; ich werde Mittel und Wege auffinden, um Dir dies möglich zu machen, und in einer spätern Zeit kannst Du mir ja diese kleinen Vorschüsse ganz nach Deiner Bequemlichkeit zurückerstatten."

„Ein so edles Anerbieten entspricht ganz der guten Meinung, welche ich von Deinem Herzen hege", antwortete er mit einem dankbaren Blick, indem er mir gleichzeitig voll Innigkeit die Hand drückte, „allein da ich hoffe, daß es mir auch durch eigene Kraft gelingen wird, ehrenvoll durch die Welt zu kommen, so gestatte mir, daß ich es dankend ablehne."

Im Grunde genommen hatte ich eine solche Antwort von Hellbach erwartet, obgleich es mir gewiß Freude gemacht haben würde, wenn er auf meine Vorschläge eingegangen wäre. Allein er gehörte zu jenen Menschen, welche es als eine Pflicht gegen sich selbst betrachten, sich unter allen Verhältnissen ihren vollen edlen Stolz zu bewahren, die in der eigenen Achtung Entschädigung für die Leiden und Entbehrungen, welche ihnen das Schicksal auferlegt, suchen und finden, und deren Ehrgefühl zu groß ist, um nicht lieber oft unter den bittersten Kämpfen durch eigene Kraft das zu erlangen, was sie durch die Hülfe Anderer häufig auf weit leichtere Weise erreichen könnten.

Ich kannte wie gesagt in dieser Beziehung die stolze, edle Sinnesart meines Freundes vollkommen und gab daher auch jeden weitern Versuch auf, ihn für meine Vorschläge günstiger zu stimmen.

„Nun gut", sagte ich so zart wie möglich, „da Du

nicht gesonnen bist, von meinem Anerbieten Gebrauch zu machen, so möge wenigstens auch für die Zukunft die Freundschaft das schöne und heilige Band bleiben, welches uns mit einander verknüpft. Und nun theile mir mit, welchen neuen Lebensplan Du Dir entworfen hast, denn ein Geist wie der Deinige haßt, das weiß ich, das rathlose Hin- und Herschwanken, und während Dich die Schläge des Schicksals in so unerwarteter Weise trafen, hast Du gewiß auch schon gleichzeitig auf die Verfolgung eines andern festen Lebensziels Bedacht genommen."

„Das habe ich allerdings", antwortete Hellbach, „und ich hoffe, die Kenntnisse, welche ich mir erworben, werden mich zum Ziele führen. Fürs erste kehre ich nach meiner Heimat zurück, um das Loos meiner Schwester sicher zu stellen. Die paar tausend Thaler aus dem Nachlaß meiner verewigten Mutter werden hinreichen, um ihr, wenn auch nur eine sehr bescheidene, doch aber eine unabhängige Existenz zu sichern."

Ich drückte meinem Freunde bewegt die Hand.

„Du bist ein edler Mensch", sagte ich, „denn verstehe ich Dich recht, so willst Du zu Gunsten dieser Schwester auf Dein Erbtheil verzichten."

„Würdest Du in einem gleichen Falle anders handeln?" sagte er, indem er mich mit seinen treuen, redli-

chen Augen ruhig anblickte. „Ich glaube das Gedächtniß meiner guten Mutter dadurch am besten zu ehren, und überdem, während sie Alles auf mein Fortkommen verwendete, mußte sich ja auch Emilie dabei vielfachen Entbehrungen unterwerfen."

„Ein solches Beispiel treuer Geschwisterliebe gehört bei dem gegenwärtigen oberflächlichen und herzlosen Treiben unserer Zeit, wo Genußsucht und Egoismus alle edlern Gefühle verschlingen, leider immer mehr zu den Seltenheiten."

„Das mag sein", entgegnete mein Freund, „aber eben deshalb werden alle bessern Naturen um so mehr bemüht sein, aus dieser allgemeinen Sündflut einer Familie und Vaterland verleugnenden Gesinnung sich die Heiligthümer ihres Herzens zu bewahren. Was mich nun anbelangt", fuhr er, zu dem ursprünglichen Thema zurückkehrend, fort, „so gedenke ich nach Ordnung meiner Familienangelegenheiten hierher zurückzukehren und mir zunächst durch Promotion den akademischen Rang eines Doctors der Philosophie zu erwerben."

„Was Dir selbstredend bei Deinen gediegenen Kenntnissen nicht schwer fallen wird. Aber was dann?"

„Dann, theurer Alfred, werde ich meiner Neigung folgen und die literarische Laufbahn betreten."

„Hast Du diesen Entschluß auch genau erwogen?

Du weißt so gut wie ich, wie dornenvoll ein solcher Weg ist.“

„Allerdings, allein die Stellung der deutschen Schriftsteller hat sich in den letzten Jahren bedeutend gehoben, und ich glaube, sie wird sich in der Zukunft noch günstiger gestalten.“

„Nun“, erwiderte ich, „ich sehe wohl gegen früher einen Anfang zum Bessern, allein ich bin doch nicht Sanguiniker genug, um darüber die tiefen Schattenseiten dieses Standes zu vergessen.“

„Erkläre Dich deutlicher“, sagte Hellbach.

„Zunächst“, antwortete ich, „ist für ein aufstrebendes Talent die Sucht der Vielschreiberei in Deutschland ein bedrohliches Hinderniß. Eine Menge Leute von ganz mittelmäßiger Bildung, ohne wahrhafte poetische Anlagen, ohne Erfindungsgeist oder Originalität, greifen zur Feder und versorgen einen Theil unserer Zeitungsfeuilletons oder die Herren Verleger mit Unterhaltungslectüre. Hierdurch wird der Büchermarkt überschwemmt, der Preis des Honorars herabgedrückt, und der wirklich reelle Buchhändler, welcher gern bereit wäre, den Schriftsteller so zu bezahlen, wie er es verdient, vermag dies nicht, weil eben das viele Mittelmäßige und Schlechte, was im Druck erscheint, die Absatzwege zum Nachtheil des bessern Theils der Autoren verdirbt.“

„Und setze nur hinzu", ergänzte Hellbach, „daß unser deutsches Publikum und namentlich die wohlhabendern Stände an der bedrängten Lage der meisten Schriftsteller schuld sind. Solange die Verleger belletristischer Werke nur auf den Absatz angewiesen sind, den sie bei den Leihbibliotheken finden, sind sie auch nicht im Stande, ein Honorar zu zahlen, was sich nur einigermaßen über die Mittelmäßigkeit erhebt. Wie ganz anders ist es in dieser Beziehung in Frankreich und in England! Dort gehört es in jedem anständigen Hause zum Bedürfniß, eine eigene kleine Bibliothek anzulegen, wogegen viele unserer Damen, von denen ein großer Theil es unter seiner Würde halten möchte, ein paar Glacéhandschuh mehr als einmal anzuziehen, doch kein Bedenken tragen, ein altes, abgegriffenes Buch aus der Leihbibliothek in die zarten Finger zu nehmen."

„Da hast Du den ganzen Krebsschaden unserer deutschen Tagesliteratur", rief ich lachend; „und während Du das Secirmesser ergreifst und denselben selbst vor meinen Augen bloßlegst, bestehst Du doch darauf, einen so unsichern, von so vielen Zufälligkeiten abhängenden Lebensberuf zu wählen?"

„Ja", antwortete mein Freund; „obgleich ich alle diese Schwierigkeiten kenne, will ich doch diesen Weg wählen, weil mich mein innerer Beruf dazu treibt. Ich

trete wenigstens in eine freie, unabhängige Stellung, ich habe Niemand Rechenschaft über mein Thun und Treiben zu geben, ich brauche mich vor keinem Menschen zu bücken. Ich werde freilich auf Orden und Titel verzichten müssen", fügte er mit einem leichten, ironischen Achselzucken hinzu, „allein solchen Tand kann ich auch recht gut entbehren, wenn ich mir dafür nur die Würde und die Unabhängigkeit eines freien Mannes bewahre."

„Allerdings", entgegnete ich, „diese Freiheit, welche durch nichts als durch das Gesetz beschränkt wird, ist das köstlichste Gut des Menschen, und um ihretwillen kann man sich schon manche Entbehrungen gefallen lassen. Bei der Vielseitigkeit Deiner wissenschaftlichen Bildung wird es Dir übrigens gewiß auch nicht an Beschäftigung fehlen, und so hoffe ich, daß Du bei Deinen geringen Ansprüchen einer befriedigenden Zukunft entgegengehst."

„Ich habe wenigstens Lust und Ausdauer zur Arbeit, und das hilft auch weiter", sagte er in seiner Bescheidenheit.

„Und an Geist und Herz fehlt es Dir auch nicht", antwortete ich, „und so hoffe ich, daß Alles gut gehen wird. Hast Du schon in Beziehung auf Deinen künftigen Aufenthalt einen Entschluß gefaßt?"

„Ich gehe zunächst nach Leipzig, um daselbst einige literarische Verbindungen anzuknüpfen", antwortete er.

„Vielleicht gelingt es mir, von dort durch Empfehlungen später anderwärts in eine feste Stellung zu gelangen.“

Natürlich trennten wir uns unter dem Versprechen, in stetem Briefwechsel mit einander zu bleiben, und wie der Leser sehen wird, führte mich auch das Schicksal bald wieder mit diesem theuren, lieben Freunde zusammen. Meine Studienzeit hatte übrigens auch bald darauf ihr Ende erreicht, denn da es mir wie gesagt nur um meine allgemeine wissenschaftliche Ausbildung zu thun gewesen war und meine gute Mutter bei ihrem zärtlichen, nur für mein Glück besorgten Herzen mir es überlassen hatte, über meine nächste Zukunft ganz nach meinen Wünschen und Neigungen zu bestimmen, so verließ ich nach fast dreijährigem Aufenthalt die Universität und beschloß zunächst nach dem älterlichen Hause zurückzukehren.

Ich befand mich jetzt in dem blühenden Alter von zweiundzwanzig Jahren, und da die Natur mir ein heiteres, lebensfrohes Temperament verliehen hatte, so wird es keinen der Leser wundern, daß sich jetzt erst recht der Wunsch in mir regte, mich in der Welt umzusehen und das Leben ganz nach meinen Neigungen zu genießen. Warum sollte ich auch nicht von meiner Unabhängigkeit Gebrauch machen, die mich bei mehr als ausreichenden

Mitteln in den Stand setzte, völlig meinen Neigungen zu folgen?

„Bestimme über Dein Vermögen, lieber Alfred“, sagte meine Mutter, „und was Du für Deine Bedürfnisse nöthig hast, verwende, ohne damit zu kargen. Sei fröhlich und heiter, denn Beides ist das Erbtheil der Jugend, und ich will nicht, daß Dir dasselbe auch nur im entferntesten geschmälert werde. Wähle Deine Freunde, befriedige Deine Wünsche, und die einzige Bedingung, welche ich Dir dabei stelle, ist die, daß Du mir Deine kindliche Liebe ungeschmälert bewahrst und daß Du mich und Camilla mitunter besuchst, wenn das Treiben der Welt Dir lästig wird und Du Dich dann nach diesen stillen Fluren, wo Du die ersten Tage Deiner Jugend verbracht hast, zurücksehnst.“

Natürlich dankte ich meiner Mutter gerührten Herzens für so viele Liebe und Güte und hielt es gleichzeitig für Pflicht, sie mit meinen Plänen für die nächste Zeit bekannt zu machen.

„Ich werde es so einrichten“, sagte ich, „daß ich die Ruhe und Stille, an die Du gewöhnt bist, nicht störe, ohne deshalb doch im eigentlichen Sinne des Wortes von Dir getrennt zu sein. Ich werde mir eine Wohnung in der Stadt miethen, und da diese nur zwei Stunden von unserm Gute entfernt ist, so kann ich abwechselnd

hier und dort sein, je nachdem Bedürfniß und Neigung mir dies eingeben. Eine Beruhigung ist es übrigens für mich, daß sich Camilla an Deiner Seite befindet, denn ich weiß, Niemand als sie ist mehr im Stande, auf Deine Wünsche einzugehen, und ihr sanftes, edles Herz bürgt mir dafür, daß sie sich eine Freude daraus machen wird, Dir in jeder Weise entgegenzukommen."

Als ich diese Worte sprach, richtete sich mein Blick unwillkürlich auf meine ehemalige Jugendgefährtin, welche sich seit dem bereits vor mehreren Jahren erfolgten Tode ihrer Mutter auf unserm Gute aufhielt nnd jetzt das Alter von neunzehn Jahren erreicht hatte. Ich weiß nicht, wie es kam, aber ich fühlte plötzlich, daß das Verhältniß zu ihr ein anderes geworden war, und auch bei Camilla mochte sich wohl etwas Aehnliches geltend machen, denn statt, wie dies früher geschehen, meinen Blick unbefangen zu erwidern, schlug sie jetzt die mit langen Wimpern beschatteten Augen etwas befangen zu Boden.

Sie war nicht gerade das, was man eine Schönheit nennt, aber die Natur hatte sie doch mit großen Reizen ausgestattet. Wenn das Auge über ihre schlanke, sich über die mittlere Größe erhebende Gestalt hinglitt, so war es, als wenn sich ein Schleier über sie ausgebreitet hätte, den man erst lüften müsse, um das In-

teressante und Anziehende ihrer Erscheinung ganz zu verstehen. Schon in ihrer Haltung lag etwas, was ungemein anzog und fesselte; ein Nimbus weiblicher Würde und doch wieder jene harmlose Ungezwungenheit, welche der Natur am meisten entspricht und die durch eine künstliche Erziehung nie erlangt werden kann. Wenn man aber dann in diese großen, dunklen Augen blickte, deren schwärmerischer Glanz noch durch die etwas bleiche, aber doch gesunde Gesichtsfarbe gehoben wurde, wenn man das schöne lichtbraune Haar betrachtete, welches sich in vollen Scheiteln um die Schläfe legte, so konnte der Eindruck, welchen die junge Dame hervorrief, gewiß nur ein höchst anziehender und wohlthuender genannt werden.

Ich hatte, wie gesagt, als ich die vorerwähnten Worte sprach, meine Blicke auf Camilla gerichtet, weil die Bemerkung ja gleichzeitig auch ihr galt und weil ich deshalb eine Antwort von ihr erwartete.

Als sie indessen schwieg und die Augen zu Boden schlug, reizte dies zum ersten Mal in meinem Leben meine Empfindlichkeit und ich sagte:

„Du schweigst, Camilla, während ich in diesem Augenblick an Deine Liebe und Sorgfalt für meine theure Mutter appellire?"

Statt einer Antwort ergriff meine ehemalige Spielgefährtin die Hand der letztern und preßte sie voll

Innigkeit an ihr Herz, während sie gleichzeitig einen halb strafenden, halb verzeihenden Blick auf mich richtete.

„Ich denke", sagte sie, „Du hättest besser daran gethan, eine solche Bemerkung ganz zu unterlassen. Lag es in Deiner Absicht, mir damit wehe zu thun, so verzeihe ich Dir; hast Du diese Bemerkung aber nur in der Uebereilung gemacht, so erwarte ich, daß Du es selbst für Pflicht halten wirst, mir deshalb Abbitte zu thun."

„Alfred wollte Dich mit seinen Worten gewiß nicht verletzen", fiel hier meine Mutter ein; „überhaupt begreife ich nicht", fügte sie lächelnd hinzu, „wie sich diese Gereiztheit plötzlich zwischen Euch beiden geltend macht."

Hätte ich einen äußern Grund hierfür angeben sollen, so wäre ich dazu wahrscheinlich auch nicht im Stande gewesen; aber während ich schwieg und nach einer Entschuldigung suchte, brach sich plötzlich in meinem Innern die Ueberzeugung Bahn, daß das Verhältniß zwischen mir und Camilla gegen früher doch ein ganz anderes geworden sei, und hierin lag wahrscheinlich die Lösung dieses psychologischen Räthsels. Camilla war zu einer vollendeten Jungfrau herangereift und ich stand in meinen schönsten Jünglingsjahren, und obgleich das trauliche „Du" noch immer zwischen uns bestand, so gehörte die schöne unschuldige Kinderzeit doch bereits der Vergangenheit an, und wir befanden uns nunmehr in den Jah-

ren, wo man gegenseitig seine Worte erwägt und denselben einen ganz andern Sinn als früher beilegt.

Uebrigens reichte ich Camilla die Hand und sagte, es sollte mir herzlich leid thun, wenn ich sie in irgend einer Weise absichtslos verletzt hätte, und sie erwiderte diese Abbitte mit einem so herzlichen und unbefangenen, an die frühere Zeit erinnernden Lächeln, daß dadurch der Friede zwischen uns vollkommen wiederhergestellt wurde.

Am andern Tage begab ich mich nach der Stadt, um mir dort eine passende Wohnung zu suchen und gleichzeitig meinem Onkel Richard einen Besuch abzustatten. Er hatte noch sein altes Quartier inne, und gleich bei meinem Eintritt ward mir Gelegenheit zu bemerken, daß er noch mehr als früher unter dem Einfluß seines Dieners Friedrich stand.

„Ist der Major zu Hause?“ fragte ich, als mir derselbe öffnete. Der Mensch, dessen Physiognomie mir stets widerlich gewesen war, betrachtete mich, obgleich er mich gewiß ganz gut erkannte, mit einem Gemisch von Impertinenz und Zurückhaltung und erwiderte:

„Zu Hause befindet sich der Herr wohl, aber ob er gerade jetzt zu sprechen ist, weiß ich nicht.“

„Schon gut“, antwortete ich und schob den unverschämten Burschen beiseite.

„Der Herr Major haben noch nicht Toilette gemacht“,

wendete Friedrich ein und versuchte sich mir trotzig in den Weg zu stellen.

„Treten Sie augenblicklich beiseite!“ rief ich mit vor Zorn bebender Stimme. „Seit wann ist es Mode, daß ein Diener sich erlaubt, den Neffen seines Herrn in dieser Weise zu empfangen?“

Ohne mich weiter an den vorlauten Patron zu kehren, der halb verblüfft, halb trotzig zurückwich, schritt ich vorwärts und klopfte an das Zimmer meines Verwandten. „Herein!“ hörte ich ihn halb in einem verdrießlichen, halb in einem verwunderten Tone rufen.

„Ich hoffe, daß ich nicht störe, Onkel Richard?“ sagte ich, ihm die Hand reichend.

„Keineswegs, obgleich es bei mir Sitte ist —“

„Daß Sie Niemand empfangen, bevor Sie Toilette gemacht haben“, ergänzte ich. „Nun, hiefür hat mir so eben die Ungeschliffenheit Ihres Dieners den Beweis geliefert. Da ich aber denke, daß ihr Neffe eine Ausnahme von der Regel macht, so bin ich überzeugt, Sie finden es ganz in der Ordnung, daß ich den ungehobelten Burschen etwas unsanft beiseite geschoben habe.“

Ich sah, wie sich bei diesen Worten die Stirnhaut meines Verwandten bewegte und wie er verlegen nach den Spitzen seiner blank gewichsten Stiefeln blickte, die er bereits angezogen hatte. Offenbar erkannte er, daß

ich Gelegenheit gehabt, einen tiefern Blick in seine häuslichen Angelegenheiten zu thun, als ihm lieb war, und doch sträubte sich sein Stolz dagegen, den Einfluß anzuerkennen, welchen sein Diener auf ihn ausübte.

„Setze Dich“, sagte er in seiner trockenen Weise.“ Es versteht sich von selbst“, fügte er dann hinzu, „daß Du mir zu jeder Zeit willkommen bist. Was aber Friedrich anbelangt, so hat er nur seine Pflicht erfüllt und meine Befehle vollzogen, und ich kann ihn dieserhalb nicht tadeln.“

Ich mußte über diese Schwäche unwillkürlich die Achseln zucken, denn zwischen dem ungeschliffenen Benehmen und der bescheidenen Pflichterfüllung eines Bedienten ist doch jedenfalls ein großer Unterschied. Ich beschloß aber, aus Rücksicht für meinen Verwandten von der weitern Erörterung dieser Angelegenheit abzustehen, indem ich überzeugt war, daß sich später schon eine Gelegenheit darbieten würde, dem Major in überzeugender Weise den Beweis zu liefern, wie wenig Friedrich des unbedingten Vertrauens, welches er ihm schenkte, werth gewesen sei.

„Sie befinden sich doch hoffentlich wohl?“ fragte ich, denn es war mir bekannt, daß der alte wunderliche Herr auf die Erfüllung solcher Förmlichkeiten sehr hielt, und ich erinnerte mich, ihn mehrmals behaupten gehört

zu haben, daß dieselben zur Aufrechthaltung des guten Tons in der Gesellschaft ebenso nothwendig seien wie das Exercirreglement zur richtigen Durchführung der Evolutionen eines Regiments.

„Ich danke Dir", antwortete er trocken, indem er dabei gleichzeitig die vor ihm liegenden gelben Handschuhe glatt strich; „ich bin an ein regelmäßiges Leben gewöhnt, und das erhält mich bei Gesundheit. Du wirst also jetzt draußen auf dem Gute bleiben? Oder hast Du Dir vielleicht einen andern bestimmten Lebensplan entworfen?

„Vorläufig, lieber Oheim", antwortete ich, „besteht mein Lebensplan darin, meinen Neigungen unbehindert zu folgen und mir das Leben so angenehm wie möglich zu machen."

Ein bedeutungsvolles „Hm!" ließ sich hören, wobei der Major einen Marsch mit den Fingern trommelte.

„Ich stehe eben im Begriff, mir hier in der Stadt eine passende Wohnung zu suchen", fuhr ich fort.

„Zu meiner Zeit, als ich jung war", bemerkte der alte Herr mit trockener Miene, „gestattete man den jungen Leuten in Deinem Alter noch nicht solche Freiheit; doch ich hoffe, Du wirst einen vernünftigen Gebrauch davon machen, und übrigens ist es auch mein Grundsatz,

mich nie in anderer Leute Angelegenheiten zu mischen."

„Ich denke, lieber Oheim", entgegnete ich etwas gereizt, „daß Sie nie Ursache haben werden, über mich zu erröthen."

„So war es nicht gemeint", antwortete mein Verwandter und streckte mir begütigend seine Hand entgegen; „ich kenne Dich und weiß, daß Du nie auf Wege gerathen wirst, die Du Dich scheuen müßtest offen zu wandeln."

„Dabei will ich aber freilich nicht sagen, daß ich nicht im Stande wäre, einmal einen lustigen Streich zu begehen oder in irgend eine Thorheit zu verfallen", bemerkte ich lachend.

„Nun, Jeder muß sich die Hörner ablaufen", erwiderte der Major, indem sich sein sonst so trockenes Gesicht diesmal zu einem humoristischen Lächeln verzog. „Uebrigens hoffe ich, Du wirst die Einladung eines alten Junggesellen nicht verschmähen und heute mit einem Teller Suppe bei mir fürlieb nehmen."

„Für diesmal muß ich danken, Onkel Richard, doch ein andermal werde ich es doppelt nachholen und die Bekanntschaft mit Ihrem guten Bordeaux erneuern."

„Du bist mir zu jeder Zeit willkommen. Was macht Deine gute Mutter?"

Sie läßt herzlich grüßen; sie hat mir dies besonders aufgetragen."

„Mache meine Empfehlung und küsse ihr in meinem Namen die Hand. Sie ist eine sehr achtungswerthe Dame, für die ich die größte Hochachtung und Verehrung hege."

Während der Major diese letzten Worte sagte, rückte er unruhig in seinem Stuhle hin und her und blickte mehrmals verstohlen nach der Uhr, die vor ihm auf dem Tische lag.

Ich verstand recht gut, was dies bedeuten sollte. Genau und pedantisch in allen Dingen bis zur Uebertreibung, würde es ihm zuverlässig seine gute Laune verdorben haben, wenn er irgendwie seine tägliche Lebensweise hätte unterbrechen müssen. Ich erhob mich daher und sagte:

„Ich glaube, Onkel Richard, daß die Stunde nicht mehr fern ist, wo Sie gewohnt sind, Ihren täglichen Spaziergang zu machen."

„Allerdings, und Du wirst daher entschuldigen —"

„Dies ist selbstredend. Haben Sie die neue Rangliste schon erhalten?"

„Ich bin eben im Begriff, mir dieselbe vom Buchhändler zu holen", entgegnete der Major, welchem diese Frage sehr zu behagen schien.

„Wie ich höre, ist morgen großes Brigadeexerciren?“

„Ja, mein Junge“, und der alte Herr warf mir einen Blick der vollständigsten Versöhnung zu.

„Ich hoffe, Sie werden dabei nicht fehlen“, fuhr ich fort.

„Du hast dies also von mir erwartet?“ fragte er mit dem Ausdruck der höchsten Zufriedenheit.

„Natürlich, ich weiß ja, daß Sie noch immer mit Leib und Seele Soldat sind.“

Durch diese Bemerkung hatte ich bei dem alten Herrn den Vogel abgeschossen. Ich hatte ihm auf sein Steckenpferd geholfen und ihm dabei, um mich figürlich auszudrücken, gewissermaßen den Steigbügel gehalten.

„Es freut mich“, sagte er, meine Hand ergreifend und dieselbe herzlich schüttelnd, „daß Du Dich für die militärischen Angelegenheiten ebenfalls interessirst. Ich glaube auch, es hätte sich aus Dir ein ganz tüchtiger Soldat machen lassen, wenn Dir der fatale Streich im Cadettencorps nicht passirt wäre. Meinst Du nicht, daß ich Recht habe, mein Junge?“

„Ich glaube es auch“, antwortete ich, weil ich dem Major die gute Laune, in der er sich befand, nicht verderben wollte, im Stillen aber dachte ich: „Es ist so doch wohl besser, und der schönste und beneidenswer-

theste Stand bleibt jedenfalls der, wo man seine Freiheit im vollsten Maße genießt."

Als ich auf die Straße trat, fiel mir ein, daß ich es übernommen hatte, für meine Mutter einen Brief zu besorgen, und ich lenkte daher meine Schritte der nahen Post zu, um mich meines Auftrags zu entledigen. Als ich in den geräumigen Hof trat, langte eben der Eilwagen an und ich blieb einen Augenblick stehen, um das Aussteigen der Passagiere zu beobachten. Kaum hatte ich aber einige Minuten meine Blicke auf die gelb angestrichene Arche gerichtet, als mir ein Ausruf der Freude entschlüpfte und ich vorwärts stürzte. In dem nächsten Augenblicke lag ich in den Armen meines Freundes Hellbach, und indem wir uns gegenseitig voll Innigkeit die Hände schüttelten, sprach sich in unsern Blicken die freudigste Ueberraschung aus.

„Wo kommst Du so plötzlich her?" rief ich und legte meinen Arm in den meines ehemaligen Universitätsgenossen.

„Ich habe die Redaction eines neuen Blattes erhalten, welches hier gegründet werden soll", antwortete dieser.

„Richtig, ich habe davon gehört. Ist es nicht ein conservatives Blatt?"

„Allerdings, aber seine Haltung soll eine vermittelnde, seine Sprache eine versöhnende sein."

„Dann wünsche ich Dir in Deinen Erfolgen von Herzen Glück, die Hauptsache aber für mich ist, daß ich nun wieder mit Dir vereint bin."

Hellbach drückte mir die Hand. „Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß ich diese Empfindungen vollständig theile", erwiderte er mit Wärme. „Wie Du mir früher schon sagtest, liegt Deine Besitzung nur zwei Stunden von der Stadt entfernt, ich hoffe also, daß wir wenigstens die Woche ein- oder zweimal in der frühern geselligen Weise den Abend hier mit einander zubringen werden."

„Hoffe auf weit mehr", antwortete ich heiter. „Kein Tag soll vergehen, wo wir uns nicht sehen, denn ich habe beschlossen, hier in der Stadt ebenfalls meinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen, und stehe gerade im Begriff, mir eine Wohnung zu miethen."

„Das ist ja herrlich", rief mein Freund. „Komm, ich begleite Dich!"

„Dazu haben wir noch am Nachmittag Zeit. Wo ist Dein Gepäck?"

„Dort ladet man es eben ab."

„So warte einen Augenblick."

Ich trat an den Postwagen heran und ertheilte die Weisung, den Koffer Hellbach's nach dem Römischen König zu dirigiren.

„Dort steige ich in der Regel ab", sagte ich; „man dinirt daselbst vortrefflich, und es ist bekannt, daß man dort auch den besten Sect trinkt. Und im perlenden Sect wollen wir heute das Fest der Wiedervereinigung feiern und lachen und, unbekümmert um Misanthropen und Grillenfänger, der Freundschaft zu Ehren dem heitern Gott der Reben unsere Dankesopfer darbringen."

„Du weißt, ich bin nie ein Spaßverderber gewesen", antwortete Hellbach; „komm also und laß uns bei einem Glase Wein noch einmal von der Vergangenheit reden und gleichzeitig unsere Pläne für die Zukunft besprechen."

Einige Stunden darauf saßen wir traulich plaudernd in einem weichen Sopha, und nachdem wir unsere Studienjahre noch einmal die Revue hatten passiren lassen, wendete sich unser Gespräch der jüngst verflossenen Zeit und der Gegenwart zu.

„Du befindest Dich in der Lage", sagte mein Freund, „daß Du nach keinem Broderwerb zu suchen brauchst, dennoch weiß ich aber, daß ein Leben, welches blos dem Müßiggange geweiht wäre, Dir bald unerträglich werden würde, und ich zweifle daher nicht daran, daß Du Dir in Betreff Deiner geistigen Beschäftigung auch bereits einen Plan entworfen hast."

„Allerdings", antwortete ich; „es ist Dir ja bekannt, daß ich mich schon auf der Universität mit der schö-

nen Literatur vielfach beschäftigte. Ich will nun versuchen, ob mein Talent so weit ausreicht, um selbst als Schriftsteller auftreten und auf dem Gebiete der unterhaltenden Literatur etwas Brauchbares schaffen zu können."

Diese Idee fand Hellbach ganz vortrefflich. „Du besitzest unstreitbar Talent", antwortete er, „und ich zweifle nicht, daß Du bald auf einen guten Erfolg wirst rechnen können. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß Dir die Spalten des Feuilletons meiner Zeitung stets offen stehen, und da es dem Verleger derselben nicht an Unternehmungsgeist fehlt, so können wir später vielleicht ein größeres belletristisches Blatt gründen."

„Also auf einen glücklichen Anfang und einen erfolgreichen Fortgang unserer literarischen Thätigkeit!" rief ich, indem ich lachend mein Glas erhob und mit meinem Freunde anstieß. „Es schießen zwar täglich auf dem Boden Deutschlands neue Schriftsteller wie Pilze empor, indessen ich denke, das wirklich Gute bricht sich schließlich doch Bahn, und ein Werk, welches mit Herz und Verstand geschrieben ist, findet am Ende auch seinen verständigen und theilnehmenden Leserkreis."

Wir hatten uns erhoben und traten jetzt auf die Straße, um uns hier unter einem herzlichen Händedruck zu trennen. Für mich war es zunächst Bedürfniß, eine passende Wohnung zu suchen, und ich fand auch bald

eine solche, die meinen Wünschen zusagte. Zwei hübsche Wohnzimmer und ein Schlafkabinet in einer Gegend, die nicht gerade im geräuschvollen Mittelpunkt der Stadt, aber auch nicht zu entfernt von den Verkehrswegen lag, dies entsprach meinen Anforderungen, und auch der Umstand, daß meine künftige Wirthin, eine Wittwe, welche nur eine erwachsene Tochter hatte, noch zu jener Klasse von Frauen alten Schlages zu gehören schien, welche mit einem freundlichen Entgegenkommen ein bescheidenes, achtungsvolles Benehmen verbinden, nahm mich für die Wohnung ein. So war ich bald mit dieser Angelegenheit im Reinen, und nachdem Madame Klingner mit einem tiefen Knix versichert hatte, daß der Herr bei seinem Einzuge gewiß Alles in bester Ordnung finden werde, und nachdem deren Tochter Marie mit einem zweiten Knix hinzugefügt, daß sie bemüht sein werde, es niemals an etwas fehlen zu lassen, empfahl ich mich mit der Bemerkung, daß ich wahrscheinlich schon in den nächsten Tagen Besitz von dem Quartier nehmen werde. Da ich zu meiner Uebersiedelung auch bereits alle Vorbereitungen getroffen, so blieb mir nur noch übrig, von meiner Mutter und von Camilla Abschied zu nehmen, und acht Tage darauf war ich in der neuen Wohnung schon vollkommen eingewohnt und gab mich völlig jener Behaglichkeit hin, welche selbstverständlich

ein junger Mann von zweiundzwanzig Jahren empfinden muß, der sich in eine völlig sorgenfreie Lage versetzt sieht und das Bewußtsein mit sich herumträgt, daß er Niemand anders wie sich selbst von seinem Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen hat.

II.

Der Eintritt in die Welt.

Ich hatte mir vorgenommen, mein Leben so angenehm wie möglich zu genießen, und hieraus wird mir wohl keiner der Leser einen Vorwurf machen. Das Leben ist so kurz und die Jugend noch kürzer, sodaß ich es wirklich als eine Thorheit betrachtet haben würde, wenn ich von der mir gewährten Freiheit und von den mir reichlich gebotenen Mitteln nicht einen vollen Gebrauch gemacht hätte. Es kam nur darauf an, auf welche Weise dies geschehen sollte, und hierüber war ich eines Tags ernstlich mit mir in Berathung getreten. „Vor allem", philosophirte ich, „will ich frei sein, das heißt, ich will mir somit keine Beschränkungen auferlegen, daß ich die Zwangsjacke der gesellschaftlichen Etikette anziehe und mich somit zu meinem eigenen und zum Sklaven Anderer mache. Ich will daher auch meinen Neigungen ganz nach meinem Gefallen folgen, ich will meine Vergnügungen lediglich von meiner Laune und meinem Ge-

schmack abhängig machen, ich will endlich den Kreis meiner Bekannten und Freunde so wählen, wie solches meiner Stimmung und dem Gefallen, welches ich an diesen Bekanntschaften finde, zusagt. Mit einem Wort, ich will, wie dies die meisten jungen Leute freilich nicht thun, die zwei Extreme vermeiden, indem ich weder bei einem unordentlichen und ausschweifenden Lebenswandel mein Geld vergeude, noch die Gesellschaftskreise der feinern Welt aufsuche und mich all dem Zwange und den Thorheiten der Mode unterwerfe, welche dort heimisch sind. Nein, indem ich bestrebt sein werde, sowohl den einen wie den andern Weg zu vermeiden, will ich zum Genuß einer wirklichen Freiheit gelangen, ohne deshalb den Standpunkt der Sittlichkeit zu verlassen oder in Sphären herabzusteigen, die sich mit meiner Bildung nnd mit meiner Ehre nicht vertragen würden."

Diese gewiß sehr verständige Ansicht suchte ich so bald wie möglich in Ausführung zu bringen. Die Stadt, in welcher ich meinen Wohnsitz aufgeschlagen, war eine der größten Provinzialstädte und besaß auch ein stehendes Theater, dessen Director dieses Institut auf eine ganz achtungswerthe Höhe zu bringen gewußt hatte. Theils aus Liebe zur Kunst, theils um meine Bühnenkenntniß zu erweitern, besuchte ich dasselbe fast jeden

Abend und verfolgte die Vorstellungen ganz in der ungenirten Weise eines jungen Mannes von zweiundzwanzig Jahren, der sich seiner vollen Unabhängigkeit bewußt ist, indem ich mich nämlich bequem über die Brüstung der Loge lehnte und dabei fast fortwährend das Opernglas vor den Augen hielt. Letzteres fand freilich darin seine nähere Erklärung, daß mich eine junge Soubrette sowohl durch ihr angenehmes Aeußeres wie durch ihr natürliches, in der That viel Talent verrathendes Spiel seit einiger Zeit besonders zu interessiren begann. Sie hatte eine schlanke, in voller Frische hervortretende Gestalt von mittlerer Größe, glänzend schwarzes volles Haar, ein paar dunkle sprechende Augen und einen Mund, welcher besonders reizend erschien, wenn er sich zu einem Lächeln öffnete. Natürlich hatte ich nicht unterlassen, mich über die Verhältnisse von Fräulein Wanda — so hieß die Dame — im Stillen näher zu erkundigen, und dabei so viel erfahren, daß sie unter der Obhut eines Vaters stehe, welcher von Geburt Pole sei, sich den Titel eines Kapitäns beilege und zu den originellsten Käutzen gehöre, die jemals existirt.

„Ich will Dir übrigens im voraus sagen", bemerkte Hellbach, bei dem ich diese Nachrichten einzog, „daß es Dir schwerlich gelingen wird, zu Fräulein Wanda in ein näheres Verhältniß zu treten, denn ein so leichtsin-

niger und prahlerischer Patron der Kapitän sonst ist und so wenig schwer es auch hält, bei einem Glase Wein oder gelegentlich durch ein kleines Darlehn seine Freundschaft zu gewinnen, so hütet er doch seine Wanda mit Argusaugen, und zwar nicht etwa vorzugsweise deshalb, weil seine Vaterpflicht ihm dies gebietet, sondern weil er weiß, daß seine Tochter wirklich bedeutende künstlerische Anlagen besitzt und er sich durch dieselben künftig eine erhebliche Einnahmequelle und somit eine behagliche Existenz zu schaffen hofft."

„Nun, ich will dem würdigen Kapitän sein Kleinod nicht entführen", entgegnete ich lachend, „aber nach den Schilderungen, welche Du mir entworfen, bin ich doch neugierig, die Bekanntschaft des würdigen Mannes zu machen, der hier in so origineller Weise den gewissenhaften Vater spielt, und Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du die Vermittelung dabei übernehmen wolltest."

„Nichts ist leichter als das", entgegnete mein Freund, „denn der Kapitän hegt für alle jungen Herren von guter Erziehung, worunter er nämlich solche versteht, die stets eine wohlgefüllte offene Börse zeigen, eine ganz besondere Vorliebe. Um Dich aber auch zugleich von einer andern Seite zu empfehlen, werde ich Dich ihm gleichzeitig als einen Herrn vorstellen, welcher es für die

Zukunft übernommen hat, statt meiner die Theaterkritiken für die Zeitung, welche ich leite, zu schreiben."

„Der Gedanke ist ganz gut", antwortete ich, „aber wenn ich Dir offen meine Meinung sagen soll, so liebe ich es doch nicht, mich mit fremden Federn zu schmücken und eine Rolle zu übernehmen, die mir in Wahrheit nicht übertragen ist."

„Das sollst Du auch nicht", erwiderte Hellbach, „denn es ist wirklich mein Ernst, Dich als Mitarbeiter für diesen Theil des Feuilletons der Zeitung zu gewinnen. Das, was Du bisher auf diesem Gebiete veröffentlichtest, hat vielseitigen Anklang gefunden, und ich weiß, daß man Deine Berichte über die Leistungen der hiesigen Bühne mit Interesse liest."

„Gut", antwortete ich lachelnd, „so bin ich bereit, mich von Dir als gewissenhafter Recensent in Eid und Pflicht nehmen zu lassen. Und nun laß uns zur Erledigung der zweiten Frage schreiten: Wann machen wir dem Kapitän unsere Aufwartung?"

„Wir wollen ihn überraschen", entgegnete mein Freund. „Du mußt diesen würdigen Vater im Schmuck seiner vollen Häuslichkeit erblicken, bevor er, um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, noch Schminke angelegt hat. Und auch die kleine Wanda werden wir vielleicht auf diese Weise im Négligé erblicken, obgleich

sie im Vergleich zu vielen andern Damen eine derartige Situation keineswegs zu scheuen hat. Jedenfalls aber wirst Du durch den Einblick in eine solche künstlerische Häuslichkeit ein nicht uninteressantes Bild erhalten und bekommst Gelegenheit, auch einmal zu erfahren, wie dieses Völkchen zu Hause ißt und trinkt."

„Bestimme also die Stunde, wo wir dem würdigen Vater unsere Aufwartung machen können."

„Nun, ich denke so gegen elf, bevor die Probe im Theater beginnt. Soll ich Dich abholen?"

„Mache mir die Freude. Wir frühstücken vorher noch bei mir."

Hellbach fand sich zur rechten Zeit ein. Ich klingelte und Marie, die Tochter meiner Wirthin, trat unmittelbar darauf ein.

Sie machte verschämt ihren Knix und fragte, was ich zu befehlen habe.

„Zunächst wollen wir uns an Ihrem lieblichen Anblick etwas erquicken", antworte ich scherzend.

„Ach Du mein Gott", lachte Marie, und ihre gesunden frischen Wangen rötheten sich tiefer, „Sie legen es wirklich darauf an, mich in Verlegenheit zu setzen."

„Keineswegs. Verdienen Sie denn eine solche Huldigung nicht?"

Marie schüttelte mit dem Kopfe, aber das Gefühl befriedigter Eitelkeit spielte doch um ihren nicht uninteressanten Mund.

„Ich weiß schon, wie es junge Herren machen“, sagte sie lachend, „und die Mutter hat Recht, wenn sie sagt, man müsse nicht Alles für baare Münze nehmen. Womit kann ich übrigens dienen? Wollen Sie die Güte haben, mir dies zu sagen?“

„Nun, wenn Sie uns so ein kleines Frühstück serviren wollten, was unserm Appetit entspräche, so würden wir Ihnen sehr dankbar sein.“

Marie schlüpfte zur Thür hinaus, während noch ein schalkhaftes Lächeln um ihren Mund schwebte.

„Wie findest Du das Mädchen?“ fragte ich meinen Freund.

„Hübsch genug, um einen so leicht entzündbaren Burschen, wie Du bist, zu unüberlegten Streichen zu veranlassen“, antwortete derselbe.

„Und dann?“ fragte ich übermüthig.

„Nun dann“, erwiderte Hellbach, „erinnere ich Dich nur an den bekannten Vers:

Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu;
Und wem sie just passiret, dem bricht das Herz entzwei.“

„Du meinst also wirklich, ich könnte dem armen Dinge etwas in den Kopf setzen?“ fragte ich mit einer

Miene, die harmlos scheinen sollte, hinter welcher sich aber doch eine gewisse Verlegenheit verbarg.

„Nun, ich denke, Du wirst wissen, wie weit Du zu gehen hast", sagte Hellbach mit mehr Ernst, als ich erwartet hatte.

„Sei unbesorgt", antwortete ich lachend, „so gut mir auch die Grübchen in Mariens Wangen gefallen, so ist doch bereits ein Anderer dazu bestimmt, diese zu küssen."

„Ihr Herz hat also bereits gewählt?"

„Was ich davon gesehen und gehört, scheint dies zu bestätigen."

„Wer ist denn der Glückliche?"

„Ein Eleve der Thierarzneischule, ein eckiger, ungeschlachter Bengel mit einem Kopf so dick wie ein Stier, aber ich glaube auch gleichzeitig mit einem Herzen, welches bei der geringsten Veranlassung vor Eifersucht berstet."

„Da nimm Dich in Acht, daß dieser Stierkopf nicht bei der ersten besten Gelegenheit mit seinen Hörnern nach Dir stößt."

Wir lachten beide herzlich über diese Aeußerung, und da wir inzwischen unser Frühstück beendet hatten, so machten wir uns nunmehr auf den Weg, um den Kapitän in seiner Wohnung aufzusuchen.

„Wo wohnt denn dieser edle Pole?“ fragte ich, während wir langsam durch die Straßen schritten.

„Du wirst es sogleich sehen“, erwiderte Hellbach und trat mit mir durch den Thorweg eines großen, ziemlich verfallen aussehenden Hauses und lenkte seine Schritte einem geräumigen Hofe zu, auf welchem theilweise Wäsche zum Trocknen aufgehängt war, während ein Trupp kleiner Barfüßler in einem halb paradiesischen Anzuge im Sande spielte.

In diesem Augenblick bog sich aus einem der Fenster des zweiten Stocks ein Mann heraus, dessen Kopf mit einer viereckigen, mit Marderpelz verbrämten Mütze bedeckt war, während den Mittelpunkt seines tief gebräunten Gesichts eine dicke, stark geröthete Nase bildete, die aus der Mitte eines struppigen Schnurrbarts hervorragte, der sich borstenartig emporsträubte.

„Guten Morgen, Kapitän“, rief Hellbach. „Hier ist ein Herr, welcher Ihnen seine Aufwartung zu machen wünscht. Ich hoffe, daß wir nicht stören, und setze voraus, daß wir Ihnen willkommen sind.“

„Große Ehre für mich, Herr Doctor“, antwortete, sich gravitätisch verneigend, in gebrochenem Deutsch der Angeredete, und zugleich bemerkte ich, wie das niedliche Köpfchen von Fräulein Wanda, welches hinter den Schultern des Herrn Papa sichtbar geworden war, plötzlich verschwand

Einige Minuten später standen wir vor dem würdigen Vater meiner kleinen Soubrette und tauschten gegenseitig unsere Complimente aus.

Der Kapitän sah drollig genug aus. Ein bereits ziemlich abgetragener einreihiger Schnurenrock, unter welchem ein zerknittertes Vorhemdchen sichtbar wurde, dessen schmuziger Kragen etwas verlegen aus einer schmalen, schwarzen militärischen Halsbinde hervorragte, bildete den obern Theil seiner Kleidung. An diesen Rock, Chamarre genannt, schlossen sich weite Beinkleider von dunkelblauem Tuch, die nach unten so herabfielen, daß sie zur Hälfte ein paar langschäftige Stiefeln bedeckten, welche wegen Mangel an Wichse eine stark fuchsrothe Färbung angenommen hatten. Indem ich Gelegenheit fand, während der Vorstellung meine Blicke einige Sekunden unbemerkt in dem kleinen Zimmer umherstreifen zu lassen, vermochte ich dabei einige interessante Beobachtungen über das bunte Durcheinander, das sich hier documentirte, anzustellen. Fräulein Wanda war offenbar durch unsern Besuch überrascht worden und hatte eben nur noch Zeit gehabt, sich in das anstoßende Kabinet zu flüchten. Daß solches mit der größten Eile geschehen, dafür legte eine zurückgelassene Crinoline Zeugniß ab, mit welcher sie wahrscheinlich im Begriff gewesen war ihren schlanken Leib zu umgürten, ferner ein paar Toupets von

Pferdehaar, die augenscheinlich die Bestimmung hatten, die Scheitel ihres schwarzen Haars noch voller und üppiger erscheinen zu lassen, endlich einige ziemlich schmierige Kämme und verschiedene Töpfe mit Schminke und Pomade, zwischen welchen Gegenständen wieder zwei geschmierte Milchbrode und die letzten Reste eines Stücks Schweizerkäse in idyllischer Harmlosigkeit hervorblickten.

„Kapitän", sagte Hellbach, sich zu dem Vater meiner Angebeteten wendend, „ich erlaube mir hiermit, Ihnen meinen Freund, den Baron Alfred von Tennstedt vorzustellen, welcher es als eine besondere Ehre betrachtet, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ist Ehre ganz auf meiner Seit'", antwortete der Vater der jungen Schauspielerin mit einer gravitätischen Verbeugung.

„Der Herr Kapitän Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky", fuhr Hellbach in seiner Vorstellung fort.

„Edler von Schnapinsky!" wiederholte ich im Tone des Nachdenkens. „Mich dünkt, Sie müssen aus einer sehr alten Familie stammen, Kapitän?"

„Ei, das will ich meinen!" rief dieser und warf sich dabei gewaltig in die Brust. „Ich sage Sie, Herr Baron, ich könnte Sie durch meine Stammbaum beweisen, aber leider ist mir derselbe verloren gegangen, daß

das Geschlecht der Edlen von Schnapinsky älter sein als Adam selbst! Waren einst reich meine Vorfahr' — hatten groß Schloß — o, ich versichere Sie —"

„Wo lag denn dieses Schloß und welchen Namen führte es? fragte ich mit der größten Ernsthaftigkeit.

„Wo es lag? Tief in Polen in eine große Wald. Und wie es heißt? Ist schwer auszusprechen in die polnische Sprach, aber wenn ich Sie sagen soll auf Deutsch, so kann mir Herr Doctor von die Zeitung hier bezeugen, daß Schloß, von dem hier die Rede ist, in Uebersetzung heißt Wolkenkukuksheim."

„Ein sehr idyllischer Name", bemerkte ich trocken, indem ich die Lachlust unterdrückte, welche diese Aufschneiderei bei mir hervorrief.

„Was wolle Sie", antwortete Wanda's Vater mit dem ernstesten Gesicht, indem er dabei mit den Achseln zuckte und eine möglichst tragische Miene annahm, „Alles seind vergänglich in diese Welt, Geld, Ehr', Ruhm, Schloß, bin jetzt weiter nichts als arme Kapitän von die aufgelöst polnisch Armee."

„Aber Sie besitzen wenigstens noch ein Kapital in dem Talent Ihrer Fräulein Tochter", fiel ich ein.

„Ah bah!" rief der Kapitän, indem er dabei mit den Fingern schnalzte, „geb' nicht so viel für die Dankbarkeit von Kindern! Ist wahr, hat Talent, viel Talent,

mein Wanda", fuhr er fort, indem er dabei stolz sein Haupt zurückwarf, „besitzt aber auch eigensinnig Kopf, und ist es bitter für eine Mann wie ich, wenn er sich muß unterwerfen dem Willen von seine Kind."

Eine Schnapsflasche und ein noch halbgefülltes Glas, welche mir in diesem Augenblick in die Augen fielen, gaben mir einigen Aufschluß über diese Jeremiade des edlen Polen, und im Stillen dachte ich, daß die kleine niedliche Soubrette wohl ihre gewichtigen Gründe haben würde, auf ihrem Willen zu bestehen.

„Mein Freund hier", sagte Hellbach, „hat es übernommen, statt meiner künftig in der Zeitung die Theaterrecensionen zu schreiben. Da auch er in Ihrer Fräulein Tochter ein aufstrebendes Talent erblickt, so hat er sich das Vergnügen nicht versagen wollen, derselben persönlich seine Aufwartung zu machen."

„Wobei mich natürlich gleichzeitig der lebhafte Wunsch beseelte, den würdigen Vater einer so liebenswürdigen jungen Dame kennen zu lernen", fügte ich verbindlich hinzu.

„Ah, sehr obligirt, sehr obligirt, Herr Baron", entgegnete der Kapitän, indem er sich ein möglichst würdiges Ansehen zu geben bemüht war. „Hätt' ich gewußt, daß mir die Ehr' eines solchen Besuchs zu Theil würde — nun, hoff', Sie werden die kleine Unordnung entschuldigen, die sich noch hier vorfindet."

„Im Gegentheil, Kapitän, ich erblicke darin eine gewisse Genialität, die ich liebe. Wird mir die Ehre zu Theil werden, Ihrer Fräulein Tochter mein Compliment zu machen?

„Ich will gleich nachsehen, ob sie schon hat vollendet ihre Toilette. Ah, ich sag' Ihne, meine Herrn, ist eine schwere Aufgab' für eine Vater, wie ich bin, für seine Kind zu sorg' wie eine Mutter! Aber was wolle Sie, man muß erfüllen seine Pflicht!" Mit diesen Worten raffte der Kapitän mit der einen Hand die Crinoline vom Boden auf, ergriff mit der andern die Toupets von Pferdehaar und verschwand in dem anstoßenden Kabinet.

„Ein origineller Kautz", flüsterte ich zu Hellbach gewendet.

„So ein halber Falstaff und ein halber Münchhausen, sonst aber eine ehrliche Haut", entgegnete dieser lachend.

„Nun, ich hoffe, der alte Bursche wird mir noch manchen Spaß bereiten", antwortete ich.

„Da Du solche Originale liebst, so zweifle ich nicht daran", erwiderte mein Freund. „Uebrigens glaube ja nicht, daß er Dir seiner Tochter gegenüber freies Spiel lassen wird. Er verliert sie nicht aus den Augen und in dieser Beziehung zeigt er sich wirklich gewissenhaft."

Unser leise geführtes Gespräch wurde hier durch die Stimme des Kapitäns unterbrochen, welcher jetzt die Thüre des Kabinets öffnete und mit seiner Tochter eintrat.

Sie machte eine graziöse Verbeugung und ein schelmisches Lächeln umspielte ihren Mund.

„Werden Sie es verzeihen“, sagte ich, „daß ich mir die Freiheit nahm, Sie in Ihrer eigenen Wohnung aufzusuchen? Aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, mich persönlich als Ihren künftigen Sachwalter vorzustellen.“

„Als meinen künftigen Sachwalter?“ fragte sie mit einem zweiten, noch anziehendern Lächeln.

„Nun ja, indem Sie mir nämlich gestatten, in den öffentlichen Blättern als Recensent Ihrer künstlerischen Begabung, Ihrem Talent Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“

„Gewiß werde ich dies auf das dankbarste anerkennen“, entgegnete Wanda mit liebenswürdiger Unbefangenheit. „Papa hat schon von Ihnen mit mir gesprochen, und wenn ich nicht irre, sind Sie ja auch ein sehr fleißiger Besucher des Theaters.“

„Haben Sie dies wirklich bemerkt?“ fragte ich freudig überrascht und richtete meinen Blick wohl etwas mehr als dankbar auf die kleine hübsche Soubrette.

„Nun", antwortete sie, indem sie eine reizende Verlegenheit affectirte, „man hat sowohl während des Spiels als hinter den Coulissen Gelegenheit, dann und wann einen Blick auf das Publikum zu werfen."

„Und da ist mir denn auch die Ehre zu Theil geworden, von Ihnen bemerkt zu werden?" sagte ich mit einem herausfordernden Blick.

„Genug, mein Herr", antwortete Wanda mit einer allerliebsten naiven Verbeugung; „ich bin gar nicht willens, mich von Ihnen ins Verhör nehmen zu lassen. Ich empfehle mich also Ihrer Gewogenheit und Nachsicht bei Ihren Recensionen, und jetzt werden Sie gestatten, daß ich mich verabschiede, denn die Zeit ist da, wo ich mich zur Probe begeben muß."

Sie nahm ihr Tuch um, setzte sich den Hut auf und that dies Alles in so unschuldig koketter Weise, daß sie dadurch einen ungemeinen Liebreiz über sich verbreitete, welcher seine Wirkung auf mein leicht entzündbares Herz natürlich nicht verfehlte.

Als sie fort war, wendete ich mich zu dem Kapitän. „Ich hoffe, daß ich von jetzt an recht oft das Vergnügen haben werde, Sie bei mir zu sehen", sagte ich.

„Gehorsamer Diener!" antwortete Herr Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky mit möglichster

Würde, wobei er wahrscheinlich an sein Schloß Wolken-kukuksheim dachte.

„Ich kann Ihnen im voraus sagen, Kapitän", fügte Hellbach hinzu, „daß mein Freund viel auf einen guten Tisch hält."

Der edle Pole wischte sich unwillkürlich den Mund und warf mir einen sehr wohlwollenden Blick zu.

„Ich hab' vom ersten Augenblick an eine große Zuneigung für Sie empfunden", bemerkte er, indem er sich die Borsten seines Schnurrbarts emporstrich und dabei zugleich seinen Schnurenrock zuknöpfte, gleichsam um zu zeigen, wie weit ihm derselbe in der letzten Zeit geworden sei.

„Ich nicht minder", antwortete ich und dachte dabei an die liebliche Wanda. „Ich bin überzeugt, wir werden bald sehr gute Freunde werden, und was ich dazu beitragen kann, wird gewiß geschehen, um Ihnen Ihr Schloß Wolkenkukuksheim vergessen zu machen."

„Sehr obligirt!" wiederholte der Kapitän nochmals mit möglichster Würde. „Bin nur ein schlichter Mann, Baron, aber bei Gott, trag das Herz auf die rechte Fleck! Und für meine Freund' — ah bah!" — hier schlug er sich mit der Faust vor die Brust — „für meine Freund' lass' ich Blut und Leben, so wahr ich ehrliche Nam führ'!"

„Wo pflegen Sie in der Regel Ihre Abende zuzubringen, Kapitän? fragte ich.

„Vor die Thor in die grüne Krokodil. Ist Sie bekannt die grüne Krokodil?“

„Gewiß“, antwortete ich, obgleich mir von dem Stammlokal des Herrn Stanislaus Jaromir Edlen von Schnapinsky nicht das Mindeste bekannt war.

„Ist ein sehr nobel und fein Ort“, fuhr der Kapitän fort, „wo nur Gentlemen verkehren. Kennen Sie mein Freund, die Amtmann Isidor Knöller?“

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen.

„Auch nicht die Baron von Graufell?“

„Ebenfalls nicht.“

Nun, werde Sie den Herren vorstellen. Wann darf ich hoffen, Sie dort zu sehen?“

„Schon diesen Abend, wenn Sie erlauben.“

„Ah, viel Ehr!“ Und der Vater Wanda's verbeugte sich nochmals mit dem Anstand eines großen Herrn.

Als ich mich mit Hellbach wieder auf der Straße befand, fragte mich dieser:

„Nun, wie gefällt Dir die neue Bekanntschaft?“

„Vortrefflich. Das ist der originellste Kautz, den ich jemals gesehen habe, und selbst wenn mich nicht das Interesse für die Tochter dazu antriebe, würde ich doch seine Bekanntschaft cultiviren. Wenn der Herr Amtmann

Isidor Knöller und der Herr Baron von Graufell ihm nur zur Hälfte gleichkommen, so hoffe ich drei Exemplare gefunden zu haben, mit denen ich mir auf ganz angenehme Weise die Zeit zu vertreiben gedenke. Du wirst mich übrigens doch wohl nach dem grünen Krokodil begleiten?"

„Natürlich. Glaubst Du denn, daß ich mir werde den Spaß entgehen lassen, diese sonderbare Tafelrunde kennen zu lernen?"

„Dann also auf Wiedersehen! Um acht Uhr hole ich Dich ab."

Das grüne Krokodil lag außerhalb der Stadt und war wegen des guten Bieres, welches dort verabreicht wurde, bekannt, weshalb es auch vielfach von dem bessern Theile des Publikums besucht wurde. Als wir in die geräumige Schenkhalle eintraten, sahen wir uns vergebens nach unserm Bekannten um, und schon waren wir im Begriff, in der Nähe der Thür an einem Tische Platz zu nehmen, um dort das Erscheinen des edlen Sarmaten abzuwarten, als ein Kellner zu uns herantrat und die Frage an uns richtete, ob wir vielleicht die Herren wären, welche hier ein Rendezvous mit dem Kapitän verabredet hätten."

„Allerdings", antwortete ich, „allein er scheint noch nicht hier zu sein."

„Doch, doch", bemerkte der dienstbare Geist, „die Herren befinden sich dort im Hinterstübchen und ich habe den Auftrag, Sie bei denselben einzuführen."

Natürlich hatten wir gar keine Veranlassung, dies abzulehnen, und eine Minute darauf befanden wir uns dem Herrn Stanislaus Jaromir Edlen von Schnapinsky und seinen beiden Freunden gegenüber.

Der Kapitän schien bereits eine ziemliche Quantität Bier zu sich genommen zu haben, denn sein Gesicht glühte und er befand sich offenbar in einer sehr heitern Stimmung.

„Bei Gott", rief er und streckte mir dabei seine Hand entgegen, „das ist schön, daß Sie kommen! Junge Herren pflegen sonst nicht immer pünktlich Wort zu halten, aber nullus regulus — na, Sie wissen schon, was ich mein', und bei meine Seel', man kann von eine alt Soldat nicht verlangen, daß er sich den Kopf mit lateinische Vocabeln vollpfropft."

„Das finde ich auch, Kapitän", antwortete ich heiter.

„Sehr obligirt! Inzwischen erlaube Sie, daß ich die Herren mit einander bekannt mache. Herr Amtmann Isidor Knöller — Herr Baron von Graufell."

Während ich meine Verbeugung machte, nahm ich die Gelegenheit wahr, mir die beiden Herren etwas genauer zu betrachten.

Herr Isidor Knöller erreichte ungefähr die Höhe von vier Fuß und hinkte, wie ich später bemerkte, etwas auf dem einen Bein. Er mochte sich etwa in der Mitte der Dreißiger befinden und trug in seiner Kleidung etwas Stutzerhaftes zur Schau, wobei natürlich das Lorgnon an goldener Kette nicht fehlte, während seine Oberlippe ein sehr spärlicher Schnurrbart zierte, an dem er jeden Augenblick herumzupfte. Der Herr Baron von Graufell trug einen starken schwarzen Backenbart, welcher von beiden Seiten von ein paar hohen Vatermördern eingeklemmt wurde, die sich ebenso steif und gerade emporrichteten wie seine ganze Figur, während sich sein langes, dünnes Haar in Form eines Christusscheitels um sein Haupt legte, dessen vordere Seite eben nicht den Ausdruck der Weisheit an sich trug.

„Mein Freund, der Amtmann, und mein Freund, der Baron", sagte der Kapitän, nachdem die Vorstellung beendet war, mit einem Gesicht würdevollen Ernstes. „Beide halten sich gegenwärtig zu ihrem Vergnügen in der Stadt auf."

„Die Herren sind also hier nicht ansässig?" fragte ich.

„Nein", entgegnete Herr Isidor, indem er in genialer Weise an den zehn Haaren seines Schnurrbarts drehte; „ich pflege sonst in der Regel auf meinem Gute zu leben, aber en fin, was wollen Sie, das ewige Einerlei

auf dem Lande wird einem Manne wie mir, welcher von den Freuden dieser Welt noch nicht Abschied genommen hat, zuletzt doch lästig, und so habe ich es vorgezogen, auf einige Zeit hierher zu kommen, um mich den höhern geistigen Genüssen zu weihen und mir unter gleichgesinnten Freunden auf angenehme Weise die Zeit zu vertreiben.“

„Sehr obligirt“, erwiderte der Kapitän mit einer Verbeugung, indem er natürlich den letzten Satz dieser Worte für sich in Anspruch nahm, „und ich sage Sie, Herr Amtmann, Sie können stets auf mich rechnen, sei es in Leid oder Freud, bei Tag oder Nacht, zu Wasser oder zu Land.“

Nach dieser klassischen Rede leerte der edle Pole mit großer Virtuosität sein Glas und reichte es dann dem Kellner, um es sich neu füllen zu lassen, wobei er mit einem Stück Kreide einen Strich auf den Tisch machte.

„Was bedeuten denn alle die Ausrufungszeichen Kapitän?“ fragte ich, mich an diesen wendend.

„He, he“, quakte Herr von Graufell hinter seinen steifen Vatermördern hervor, „damit hat es so seine eigene Bewandtniß. Unser würdiger Freund hält sehr auf Ordnung, und um bei seinem Bierconto mögliche Differenzen zu vermeiden, notirt er sich auf diese Weise jedes Seidel, welches er dem Gott Gambrinus zum Opfer bringt.“

„Sie habe gut reden, Baron", antwortete Wanda's Vater, indem er ein klägliches Gesicht schnitt. „Ein Mann wie Sie, der drei Rittergüter besitzt, braucht nicht auf eine solche Kleinigkeit wie ein Glas Bier zu sehen, aber eine arme Soldat von die aufgelöste polnische Armee muß jede Grosch zusammenhalten, wenn er seine Rang gemäß mit Ehr bestehen will."

„Sie sind also auch Grundbesitzer?" fragte ich, mich an Herrn von Graufell wendend.

„Es sind Lehnsgüter", antwortete dieser, indem er seinen Kopf steif emporrichtete, „und mein Besitzthum beträgt etwa zehntausend Morgen."

„Das heißt, die Seen und die Sandflächen dazu gerechnet", fiel der Amtmann etwas malitiös ein.

„Kümmern Sie sich gefälligst um Ihre eigenen Angelegenheiten", versetzte ziemlich empfindlich Herr von Graufell. „Habe ich Seen, so komme ich wenigstens so leicht nicht in Gefahr, aufs Trockene zu gerathen."

„Wenn sich das auf mich beziehen soll", rief Herr Isidor Knöller pikirt, „so versichere ich Ihnen, daß ich auch der Mann bin, um wieder flott zu werden. Jedenfalls habe ich nicht nöthig wie gewisse andere Leute, mir stets den Vers aus dem Gesangbuch ins Gedächtniß zurückzurufen:

Unsers Lebens Güter
Sind auf lauter Sand gebaut."

„Meine Herren“, sagte hier der Kapitän intervenirend, „für solche Gentlemen, wie Sie seind, scheinen mir derartige gegenseitige Pikanterien ganz unpassend. Ich schlag' also vor, daß Sie sich wieder vertrag' und sich gegenseitig die Hände reich'.“

„Ich bin dazu bereit“, entgegnete Herr Isidor; „indessen, wie gesagt, ich vermag mit Ruhe der Zukunft entgegenzusehen, und übrigens, was kann ich dafür, daß ich einen so alten Filz zum Vater habe, welcher den Geier davon versteht, wie ein feiner Mann in der Welt zu leben genöthigt ist?“

„Eine fatal Geschicht mit die Amtmann und seine Vater“, flüsterte mir der Kapitän zu. „Alt ist reich, sehr reich, will aber nicht rausrücken und, bei Gott, ist wirklich schäbige Filz, dieser ehemalige Bierbrauer.“

„Jedenfalls“, dachte ich im Stillen, „hat es mit den Gütern dieser beiden Herren seine besondere Bewandtniß. Indessen das soll mich nicht abhalten, die Bekanntschaft mit ihnen fortzusetzen, sobald ich nur sonst die Ueberzeugung gewinne, daß ihr Charakter und ihr Benehmen der Art ist, daß ich mich durch solchen Umgang nicht compromittire. Ich will mich ja in der Welt amüsiren und mich nicht dem Götzen steifer Etikette und engherziger Rücksichten dienstbar machen. Wenn ich also auf meinem Lebenswege Menschen be-

gegne, von deren Umgang ich mir heitere, ergötzliche Stunden versprechen kann, so stimmt dies ganz mit dem Plane, welchen ich mir vorgezeichnet habe, überein, wenn ich sie zu mir heranziehe und mit ihrer Hülfe meinem Leben eine möglichst heitere Färbung zu geben suche.“

Während ich diese Betrachtungen anstellte, tauchte übrigens gleichzeitig ein anderer Gedanke in mir auf. Das Bild der schönen Wanda trat nämlich plötzlich vor meine Seele und der Wunsch, sobald wie möglich ihre nähere Bekanntschaft zu machen, beschäftigte mich lebhaft. Ich hatte mir daher im Stillen einen Plan zurecht gelegt, mit dessen Hülfe dies auf eine Weise, die nicht auffällig war, geschehen konnte, und indem ich mich nunmehr zu der versammelten Gesellschaft wendete, sagte ich:

„Das Vergnügen, die Bekanntschaft der hier anwesenden Herren gemacht zu haben, schlage ich so hoch an, daß ich den lebhaften Wunsch hege, dieses für mich so erfreuliche Ereigniß durch ein kleines Fest zu feiern. Ich erlaube mir daher, die Herren für übermorgen zu einer Landpartie einzuladen, und hoffe, der Kapitän wird es nicht abschlagen, wenn ich darum bitte, daß Fräulein Wanda daran Theil nimmt.“

„Große Ehr für mich und meine Tochter“, antwortete dieser mit einer würdevollen Verbeugung, indem

er plötzlich hinter einer Tabakswolke auftauchte. „In so respectabler Gesellschaft und besonders an meine Seit ist für junge Dame nichts zu befürchten, obgleich allerdings, um jede Schein zu meiden, ich gern gesehen haben würde, wenn Frau Amtmann mit von die Partie gewesen wäre.“

„Wie“, rief ich, mich zu Herrn Knöller wendend, „Sie sind also verheiratet?“

„Nicht wahr, das sieht man mir nicht an?“ antwortete dieser, indem er selbstzufrieden an seinem Schnurrbart drehte und sich dabei möglichst gerade emporrichtete, um größer zu erscheinen. „Alle meine Bekannten sagen, daß ich wenigstens um zehn Jahre jünger aussehe, als ich bin und — nun, meine Herren, wir sind unter uns, und ich kann wohl sagen, wenn ich meine Eulalia nicht liebte —“

„Ja, bei meiner Seel’“, rief der Kapitän und wischte sich mit dem Rockärmel seinen borstigen Bart ab, „dieser Amtmann ist ein wahrer Don Juan für die weibliche Geschlecht.“

„Still“, rief der kleine Isidor und legte dabei bedeutungsvoll den Finger auf den Mund, „still, Kapitän, und nicht aus der Schule geschwatzt, das ist gegen die Verabredung! Hier ist nur die Rede von meiner Eulalia. O, es ist ein köstliches, unvergleichliches Weib,

ein Muster von Tugend und Schönheit. Nun, Herr von Graufell hier, welcher sich meiner Eulalia hat vorstellen lassen, kann dies bezeugen."

„Reizend!" schnarrte dieser, indem er dabei wieder eine Anstrengung machte, seinen Hals zwischen den steifen Vatermördern, die ihn eingeklemmt hielten, zu bewegen.

„Und wissen Sie, meine Herren, wie ich zu dieser Perle gekommen bin?" fuhr Herr Knöller weiter fort.

„Das ist gewiß eine sehr poetische Geschichte", sagte ich so ernst wie möglich.

„Kurz, aber poetisch", fuhr der kleine Mann, sich in in die Brust werfend, fort. „Wir befanden uns in einer großen Gesellschaft und es wurden lebende Bilder dargestellt, wobei ich den Amor und meine Eulalia die Psyche machte. Bei dieser Gelegenheit verliebte sie sich in mich, und ich weiß nicht, wie es kam, aber plötzlich fiel sie mir in die Arme und seitdem ist sie mir darin hängen geblieben."

„Ist wahrhaftig eine ganz wahr Begebenheit", betheuerte Herr Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky; „ja, bei meine Seel', alle Respect vor die Schönheit und die Liebenswürdigkeit von Frau Amtmännin! Bin ein alter Kerl, aber —" und der närrische Kauz warf eine Kußhand in die Luft und wischte sich behaglich den Mund.

„In ihrer Heimat", fuhr Herr Isidor begeistert fort, „ist meine Eulalia mit ihren zwei Schwestern nur unter dem Namen der drei märkischen Rosen bekannt."

„Nun, ich rechne auf die Ehre, Ihrer Frau Gemahlin vorgestellt zu werden", bemerkte ich.

„Wird mir zum ganz besondern Vergnügen gereichen", erwiderte Herr Isidor mit einer zuvorkommenden Verbeugung. „Ich bedaure übrigens, daß dies nicht schon geschehen ist, meine Eulalia würde dann gewiß gern bereit gewesen sein, bei der übermorgenden Partie Fräulein Wanda Gesellschaft zu leisten."

„Nun, wissen Sie was", sagte ich kurz entschlossen, „geht es denn nicht, daß sich Partie und Vorstellung vereinigen lassen?"

„Auf meine Ehr, ein trefflich Gedank, Baron!" rief hier der Kapitän. „Also abgemacht, und zum Teufel mit all die große Compliment von die vornehme Welt!"

„Gut", antwortete Herr Knöller, „da die Herren es so wollen, so wird es meiner Frau auch recht sein. Darf ich fragen, wo das Rendezvous ist?"

„Nun, ich denke, in der Wohnung des Kapitäns. Ich werde den Wagen dorthin bestellen."

„Sind Sie auch verheirathet?" fragte ich, mich an den Baron von Graufell wendend.

„Nein", antwortete dieser. „Sie begreifen wohl,

bei drei Rittergütern und im Hinblick auf den alten Adel meiner Familie will dies überlegt sein."

„Freilich, freilich", antwortete ich und betrachtete mir dabei das dumme, geistlose Gesicht des Herrn Baron.

„Ich will es Ihnen nur verrathen", flüsterte Herr Knöller mir ins Ohr, „mein Freund hier ist gar nicht abgeneigt zu heirathen, vorausgesetzt nämlich" —

„Daß ihn eine haben will", antwortete ich.

„Na", sagte er pfiffig, mit den Augen blinzelnd, „das bleibt vorläufig noch eine offene Frage, die Hauptsache aber ist zunächst Geld, denn, unter uns gesagt, mit seinen drei Rittergütern scheint mir es nicht recht richtig zu sein und etwas Schwindel mag wohl dahinter stecken."

„He, was plaudern Sie denn da wieder?" rief Herr von Graufell, indem er seinen Blick mißtrauisch auf uns richtete.

„Na, ich erzählte dem Herrn eben nur, daß Sie nicht gerade absolut zum Cölibat geschworen hätten."

„He, he, meinen Sie?" Und der geistreiche Herr von drei Rittergütern und mit mehr als sechzehn Ahnen rieb sich, dummvergnügt vor sich hin lächelnd, die Hände.

Während dieses kleinen Zwischenfalls hatte übrigens Herr Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky begonnen, mit großer Aufmerksamkeit die Striche zusammen-

zuzählen, welche von ihm nach und nach auf den Tisch gezeichnet worden waren.

Indem er sich jetzt umwendete, gab er dem Kellner einen Wink und begann mit demselben ein Gespräch im Flüstertone.

„Schreibe Sie die acht hier zu die übrige", murmelte er, indem er sich erhob.

„Das geht wirklich nicht, Kapitän", antwortete der Ganymed im unvermeidlichen schwarzen Frack; „Ihre Rechnung beträgt jetzt schon zwei Thaler fünfzehn Groschen, und wenn Sie so fort trinken —"

„Was, wenn ich so fort trink? Muß sein große Ehr für die Wirth, wenn ich trink sein Bier."

„Das weiß ich nicht", antwortete trocken Monsieur Louis, „aber jedenfalls müssen Sie bezahlen."

„Ah bah! Glaube Sie, daß Mann wie ich immer daran denkt, mitzunehmen seine Börs?" rief der edle Pole prahlerisch, schnitt aber dabei doch ein Gesicht wie ein armer Sünder.

„Kapitän", sagte ich hinzutretend, „wenn Sie etwa gerade in diesem Augenblick in Verlegenheit sein sollten, so mache ich mir ein Vergnügen daraus, Ihnen meine Börse zur Disposition zu stellen."

„Ah, sehr obligirt! Ist eine wahre Schand, eine Mann von Reputation so zu tractir! Steh wieder zu Dienst

bei gleiche Gelegenheit.“ Und hiermit drückte Herr Stanislaus Jaromir von Schnapinsky fest die Hand zu, in welche ich ihm drei Thaler gelegt hatte.

„Ihre Arm, wenn ich bitte darf“, fuhr Wanda's Vater fort, als wir auf die Straße getreten waren, und steuerte ziemlich unsichern Schrittes vorwärts. „Ist ein Jammer bei die schlechte Beleuchtung, wie ein solide Mensch finde soll seine Weg nach Haus; ist gut für die Trunkenbold, wenn sie falle in ein Loch, aber für eine Mann von Stand, für eine Kapitän von die aufgelöste ehemalige polnische Armee sollt sein mehr Licht, bei Gott!“

Ich mußte im Stillen über den alten Sünder lachen, der in diesem Augenblick seine Solidität herausstrich, während er doch eben jetzt den Beweis vom Gegentheil lieferte; indessen da ich wußte, daß Herr Stanislaus Jaromir von Schnapinsky für moralische Vorlesungen nicht eben sehr empfänglich war, so beschränkte ich mich darauf, ihm auch ferner mit Hülfe meines Arms nach Kräften über die Unebenheiten dieser Erde hinwegzuhelfen, und beschloß, inzwischen die Zeit dazu zu benutzen, einige Fragen, die für mich Interesse hatten, an ihn zu richten.

„Kapitän“, sagte ich, „da ich annehmen muß, daß Sie die beiden Herren, die Sie mir heute vorstellten,

schon seit längerer Zeit kennen, so wäre es mir lieb, wenn Sie mir über deren Verhältnisse einige nähere Auskunft ertheilten. Zum Beispiel dieser Amtmann Knöller — er sprach von seinem Vater und ertheilte demselben eben keinen ehrenvollen Titel."

„Ja", antwortete mein Begleiter, „ich will Sie nur sage, Baron, daß mein klein Freund schon viel leichtsinnig Streich gemacht hat."

„Hoffentlich doch keine unehrenhaften?" bemerkte ich.

„Wo denke Sie hin! Glaube Sie, daß ein Mann von mein Reputation dann würd ungehn mit ihm? Nein, hat nur etwas zu tief gegriffen in die Geldsack von seine Vater, der wirklich hat verdient viel Geld und sehr reich ist."

„Erklären Sie mir dies doch etwas näher."

„Na, müssen wissen, daß Amtmann Knöller wirklich besessen ein sehr schön Gut. Hat aber gelebt wie grande seigneur, hat gemacht viel Schuld, viel Wechsel, wohl an die dreißigtausend Thaler, und ist dies gestiegen alte Bierbrauer in die Kopf, hat ihm abgenommen Gut und ihn gesetzt auf eine sehr schmale Rent."

„Und seine Gattin?"

„Was wolle Sie! Ist klein schwach Mann, der muß zudrücken die Aug, wenn seine Frau macht dumm Streich."

„So, so", antwortete ich, und im Stillen dachte ich: „Nun, jetzt besitzest du doch wenigstens eine Skizze über die Lebensverhältnisse dieses Herrn und weißt nunmehr, wie du ihn zu nehmen hast."

„Wie verhält es sich denn aber mit dem Baron von Graufell?" fragte ich weiter.

„Wisse Sie was", bemerkte der Kapitän, „wenn ich Sie soll sage die Wahrheit, so glaub ich, daß das Ding mit die drei Rittergut nichts ist als blauer Dunst. Will machen die Leut weiß, daß ist groß Herr, und hat doch niemals in die Tasch Geld. Ja, bei Gott, ist ein Prahlhans und, meiner Seel, ist eine ewige Schand!"

Der edle Pole sprach diese letzten Worte mit solcher Indignation aus, daß dadurch meine Neugier rege wurde und ich der Ursache seines Zorns auf den Grund zu kommen beschloß.

„Nun, was ist denn eine ewige Schande?" fragte ich.

„Ah bah! Ist das ein Benehm für eine Baron? Hat mir versprochen schon vor eine halbe Jahr zwei wilde Ent aus seine See und eine Has, und wisse Sie, was geschehn?"

„Nun?"

„Fliege die Ent noch jetzt immer in die Luft und läuft die Has noch immer auf die Feld, und hab ich mir müssen wischen die Mund, statt zu essen eine Brat!

Ist das nicht eine wahre Schand, so habe zu besten eine arme Soldat von die aufgelöste polnische Armee?"

Ich mußte hier in ein helles Gelächter ausbrechen, denn mein Begleiter trug die Sache gar zu drollig vor und schnitt dabei ein ganz jämmerliches Gesicht.

„Na, trösten Sie sich Kapitän", sagte ich begütigend, „ich hoffe, wir werden gute Freunde werden, und dann verspreche ich Ihnen, daß Sie Ihren Appetit an Enten und Hasen zur Genüge stillen sollen. Vorläufig sage ich Ihnen gute Nacht, und wenn ich bitten darf, so versichern Sie Ihrer Fräulein Tochter meinen Respect."

„Große Ehr für mein Kind. Freut mich, daß ich hab gewonn ein so werth Freund! Ah, bin arm verlassen Mann, der muß leben von Unterstützung von seine Tochter! Ist gut, meine Wanda, aber will führen die Regiment und spricht wie eine Capucin in die Kirch, wenn ich hab zuweil klein wenig Durst."

Mit dieser Jeremiade nahm der Kapitän Abschied von mir und stolperte über den finstern Hof seiner Wohnung zu. Ich selbst kehrte langsam nach meinem Quartier zurück, nicht unzufrieden mit den Bekanntschaften, welche ich diesen Abend gemacht hatte.

„Die Hauptsache bleibt", resumirte ich, „daß ich mich amüsiren will, und dazu werden mir, wie ich glaube, diese Herren genügenden Stoff liefern. Uebrigens werde

ich mich zu ihnen so stellen, daß ich zu jeder Zeit diese Bekanntschaften wieder abbrechen kann, wenn mein Interesse es erfordern sollte. Was den Ausflug für übermorgen anbelangt, so verspreche ich mir von demselben einen köstlichen Genuß und" — hier warf ich der lieblichen Wanda in Gedanken einen Kuß zu und schlief bald darauf, wie der Leser gewiß gern glauben wird, unter ganz angenehmen Betrachtungen ein.

III.

Eine Landpartie und deren Folgen.

Ich hatte eine elegante Victoriachaise gemiethet, welche groß genug war, um bei einer einigermaßen geschickten Eintheilung uns allen Platz zu gewähren. Punkt zwei Uhr hielt ich mit dem Wagen vor der Wohnung des Kapitäns, welcher bereits am Fenster als Schildwache postirt worden war, um meine Ankunft zu melden. Als ich schnell die beiden schmalen Treppen hinaufeilte und jetzt das Zimmer betrat, welches die Leser bereits kennen, fand ich auch wirklich die kleine Gesellschaft schon vollständig versammelt. Natürlich suchten meine Blicke zuerst Wanda, und sowohl das freundliche, entgegenkommende Lächeln, mit dem sie mich begrüßte, wie die geschmackvolle Toilette, welche sie gemacht hatte, verfehlten nicht, mich angenehm zu berühren. Ich hatte aber kaum Zeit, ihr die Hand zu reichen und ihr einige anerkennende Worte zu sagen, denn Herr Isidor Knöller wartete bereits darauf, mich seiner Gattin vorzustellen. Er

hatte sich diesmal en grande toilette geworfen und das Lorgnon mit der goldenen Kette war dabei natürlich möglichst in die Augen fallend angebracht.

„Herr Baron", sagte er vortretend und auf seine Frau zeigend, „ich erlaube mir, Ihnen hier meine Eulalia vorzustellen. Sie ist sehr entzückt von Ihrer Artigkeit und hat mich Ihnen gegenüber zum Dolmetscher ihrer Gefühle ausersehen."

Daß Frau Eulalia Knöller sehr gefühlvoll sein mußte, konnte man aus ihren Augen herauslesen, die sich mit besonderer Gunst auf mich hefteten, während gleichzeitig ein verführerisches Lächeln ihren Mund umspielte. Sie war übrigens ziemlich herausfordernd aufgeputzt und schien, ungeachtet sie sich bereits in dem Alter von etwa dreißig Jahren befand, noch mit großer Leidenschaftlichkeit die Rolle der Jugendlichen zu spielen. Ein kleines schwarzes Sammtcasquet mit weißer Feder bedeckte ihren Kopf, ein paar lebhafte, unternehmende Augen, die Vieles errathen ließen, blickten keck unter der schmalen, hervortretenden Stirn hervor, und wenn ihr Mund auch klein war, so umschloß derselbe doch sehr schadhafte Zähne, und dies fiel unangenehm ins Auge. Ueberdies zeigte ihr ziemlich weit ausgeschnittenes Kleid einen gelben Hals, und wenn die Haltung der Dame auch eine kokette war, so zeigte doch ihr ganzer Körper zu wenig

Fülle, um ein einigermaßen verwöhntes Auge besonders zu fesseln. Im Allgemeinen würde aber der Physiognom bald herausgefunden haben, daß Frau Knöller eine Dame war, welche sich in der Welt viel umgesehen hatte und die zu der weiblichen Fortschrittspartei auf dem Gebiete der Emancipation gehörte.

Worin nun die Gefühle derselben, zu deren Dolmetscher sie ihren Mann gemacht hatte, in diesem Augenblick bestanden, konnte ich natürlich nicht wissen, aber ich erhielt doch darüber einigen Aufschluß, als der kleine Isidor mit der Redseligkeit eines Papageis versicherte, seine Eulalia sei sehr feuriger Natur, und wenn er ihre Treue nicht so vielfach erprobt hätte, so würde man es ihm von seinem Standpunkte aus nicht verdenken können, wenn er mitunter Eifersucht an den Tag legte.

„Nun, glücklicherweise ist aber Dein Standpunkt ein sehr kleiner", antwortete Frau Eulalia spöttisch, „und deshalb erscheint Deine Eifersucht auch sehr überflüssig."

„Da haben Sie ganz Recht, meine Gnädige, schnarrte Herr von Graufell, indem er sich seine Glacéhandschuh glatt strich, denen man es übrigens ansah, daß sie schon mehrmals gewaschen worden waren, und sich mit seinem dummen Gesicht zu Herrn Isidor wendend, fügte er pfiffig lächelnd hinzu: „Sagen Sie etwas Aehnliches!"

„Vous êtes trahu!” rief der kleine Mann mit geistiger Ueberlegenheit, denn die eine und die andere Redensart gebrauchten diese beiden Herren stets, wenn sie besonders witzig sein wollten.

Wir hatten die beiden Damen im Fond des Wagens placirt und der kleine Knöller hatte dort als Dritter im Bunde hinter den Falten des Rockes seiner Gattin Schutz gefunden, sodaß er eigentlich nur noch halb hervorguckte, sich aber sehr behaglich zu fühlen schien. Während ich und Herr von Graufell, der zweifelhafte Besitzer von drei Rittergütern, den Rücksitz einnahmen, war der Kapitän neben den Kutscher gesetzt worden, mit dem er bald ein trauliches Gespräch über die aufgelöste polnische Armee anfing.

Der Ort, welchen wir uns zu unserer Excursion ausgewählt hatten, war ein kleiner Eichenforst, in dessen Mitte ein Försterhaus lag, welches den Hungrigen und Durstigen Erquickung bot. Obgleich es bis dorthin kaum weiter als eine Stunde war, so schien Herr Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky doch die kurze Zeit, während welcher er vom Bock Besitz genommen, dazu benutzt zu haben, um mit dem Kutscher ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen, denn jedesmal, wenn wir an einem Wirthshause vorbeikamen, hielt der Wagen plötzlich still und der edle

Pole sah sich dann jedesmal bedeutungsvoll nach mir um.

„Weiß der Kukuk", sagte er sich räuspernd, „muß mir haben erkält die Hals in die letzte Nacht, kratzt mich wie alte Baßgeig, ja, könne Sie bei Gott glauben, Baron!"

„Nun, gegen Trockenheit ist in der Regel Nässe gut", antwortete ich. „Der beste Rath, den ich Ihnen also geben kann, besteht darin, daß Sie die Gelegenheit benutzen und ihre Kehle in angemessener Weise anfeuchten."

„Nein, Vater, ich leide es nicht, daß Sie fortwährend trinken", rief Wanda. „So machen Sie es auch zu Hause, und Sie wissen doch, was Sie mir schon so oft versprochen haben."

„Da sehe Sie, Baron, was ich Sie gesagt habe", rief Herr Stanislaus Schnapinsky von seinem erhöhten Sitze herab. „Ist das Gehorsam von eine Kind gegen sein Vater, wenn will zwingen zu verdursten wie ein arm Kameel in die Wüst?"

Mit diesen Worten leerte der edle Kapitän aufs schleunigste das volle Glas, welches ihm gereicht worden war, und überließ es mir großmüthig, die kleine schmollende Wanda zu beruhigen.

Inzwischen war auch Herr von Graufell auf seinem engen Sitze mehrmals unruhig hin und her gerückt,

als plötzlich die schöne Eulalia einen halblauten Schrei ausstieß und dem edlen Baron aus Hinterpommern einen zürnenden Blick zuwarf.

„Was ist Dir, mein Engel?“ fragte Herr Knöller besorgt, indem er plötzlich wie ein Schneekönig hinter den Falten des Rockes seiner Gattin auftauchte.

„Was mir ist, Isidor? Du weißt, ich kann viel vertragen, aber ich finde es doch sonderbar, daß Herr von Graufell seine Kniee fortwährend mit den meinigen in Berührung bringt.“

Der kleine Amtmann richtete sich gravitätisch empor und nahm eine herausfordernde Miene an.

„In solchen Dingen verstehe ich keinen Spaß“, sagte er zu dem Baron gewendet. „Die Kniee meiner Frau sind mir in jeder Beziehung heilig, und ich hoffe daher, Sie werden eine genügende Entschuldigung für Ihr sonderbares Benehmen haben.“

„Eh, eh“, krächzte der Angeredete, „ich würde es mir in der That für ein Verbrechen anrechnen, einen solchen Verstoß gegen die gnädige Frau zu begehen. Indessen ist es möglich, daß bei der Enge des Raums ein solcher Zwischenfall vorgekommen ist, und ich bitte daher pflichtschuldigst um Verzeihung.“

„Hörst Du, Eulalia, es ist blos ein Zwischenfall, und für Zwischenfälle kann man nicht“, rief Herr Isidor.

„Also beruhige Dich, mein Engel. Herr von Graufell hat Dir Satisfaction gegeben, und überdem weiß ja Niemand besser wie ich, daß Du über alle Angriffe erhaben bist.“

„Ei, mein Gott“, sagte Wanda, „ich glaube aber auch bemerkt zu haben, daß Ihre Kniee zuerst mit denen des Herrn Baron in Berührung kamen.“

„Sie wollen doch nicht etwa damit sagen, daß dabei eine Absicht zum Grunde gelegen habe?“ rief herausfordernd die schöne Eulalia.

Da ich bemerkte, daß die kleine Soubrette ein spöttisches Gesicht machte, und ich also fürchtete, daß eine spitze Antwort erfolgen möchte, wodurch diese zarte Angelegenheit nur noch verwickelter geworden wäre, so hielt ich es an der Zeit, vermittelnd zu interveniren. Der Zufall kam mir bestens hierbei zu Hülfe, denn in dem Augenblick, wo ich die Damen, welche sich bereits sehr feindselig Auge in Auge blickten, durch einige versöhnende Worte beschwichtigen wollte, erhielt der Wagen plötzlich einen solchen Stoß, daß die Damen von ihren Sitzen hoch emporgeschleudert wurden und die Gattin des kleinen Isidor nun wirklich in die Arme des ihr gegenüber sitzenden Barons von Graufell flog, während ich die liebliche Wanda fast in ähnlicher Weise in Empfang nahm. Natürlich folgte dieser Scene ein lautes,

heiteres Gelächter, und während der Baron hinter seinen steifen Vatermördern den Kopf wie eine Holzpuppe bewegte und der gnädigen Frau mit seiner krächzenden Stimme seine Entschuldigung wegen dieses neuen Rencontre darbrachte, benutzte ich diese Gelegenheit, um der schelmischen Wanda die Hand zu drücken, wobei ich zu meiner Freude bemerkte, daß dieser Druck leise erwidert wurde.

„Ich wußte, daß Du unschuldig warst, Eulalia“, sagte der kleine Knöller, „und diesen heftigen Zusammenstoß betrachte ich gewissermaßen als eine Art Gottesgericht zu Deinen Gunsten, denn es ist ja nunmehr klar erwiesen, daß lediglich der Zufall —“

„Ach, schweige doch nun endlich einmal still“, rief seine Gattin; „die Sache ist ja längst vergessen und Du hättest Dir die Mühe ersparen können, noch einmal darauf zurückzukommen.“

„Nun, ich werde schweigen“, murmelte der Amtmann, „obgleich Deine zu große Bescheidenheit —“ und mit diesen Worten lehnte er sich in die Wagenecke, indem er dabei wieder hinter dem Kleide seiner Frau verschwand.

„Wohnen Sie schon lange in der Stadt?“ fragte Eulalia, sich jetzt zu mir wendend.

„Seit etwa zwei Monaten.“

„Nun, jedenfalls fehlt es Ihnen nicht an Bekanntschaften?“

„Ich habe es absichtlich vermieden, solche zu machen.“

„Wie, ein Herr von Ihrem Stande und Ihrem Vermögen sollte der Welt schon entsagt haben?“

„Entsagt keineswegs, aber ich will ungenirt ganz meinen Neigungen leben.“

„Nein, das wäre nicht mein Geschmack“, rief Eulalia. „Ein solches Einsiedlerleben liebe ich nicht, und fast hätte ich Lust, mich mit Ihrer Bekehrung zu beschäftigen“, fügte sie mit einem vielsagenden Blick hinzu.

„Sie können ja nicht wissen, ob dieses Amt nicht schon Jemand übernommen hat“, antwortete ich, indem sich meine Augen dabei verstohlen auf Wanda richteten.

„Sagen Sie etwas Aehnliches, mein gnädiges Fräulein“, wendete sich Herr von Graufell mit einer Miene an die letztere, welche andeutete, daß er überzeugt sei, er habe eine sehr witzige Bemerkung gemacht.

„Ich finde gar keine Veranlassung dazu“, entgegnete diese, indem sie verwirrt erröthete.

„Nun, man kennt dies schon“, rief lachend die Frau des kleinen Amtmanns; „es ist nichts so fein gesponnen, es kommt ans Licht der Sonnen, und was der Verstand der Verständigen nicht sieht, das erkennt in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

„Ja, weiß Gott“, sagte ich, „was die Einfalt anbelangt, so findet dieselbe noch immer ihre starke Vertretung in der Welt. Nicht wahr, Herr von Graufell?“

„He, he“, lachte der Baron und schob seinen Hals zwischen den steifen Vatermördern hin und her, denn offenbar war es seinem beschränkten Verstande nicht ganz klar, wie er diese Bemerkung auslegen sollte.

„Kennen Sie den Rittmeister von Holm von den Dragonern?“ fragte Frau Knöller, jetzt plötzlich zu einem andern Thema übergehend.

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen.“

„Wie, Sie kennen ihn nicht? Nun, daß muß ich sagen! Es ist ja der schönste Mann im Regiment, und sein Herz, ach, Sie sollten nur sein Herz kennen! O, ich sage Ihnen, man muß fest, sehr fest sein, wenn er es darauf anlegt, eine Eroberung zu machen, denn in dieser Beziehung ist er ein wahrer Cäsar; bei ihm heißt es: Ich kam, sah und siegte!“

Nach dieser Erklärung lehnte sich die schöne Eulalia in den Fond des Wagens zurück und brach in ein helles Gelächter aus.

„Der Rittmeister ist mein Freund“, bemerkte jetzt der kleine Isidor, indem er den Kopf stolz in den Nacken zurückwarf. „Ich habe nur noble Freunde, und meine Eulalia liebt dies ebenfalls. Er besucht meine Frau sehr

häufig, das heißt, es kommt oft vor, daß ich nicht zu Hause bin, wenn er bei uns vorspricht. Na, ich schenke meiner Gattin in dieser Beziehung unbedingtes Vertrauen, und übrigens bin ich auch nicht der Mann, welcher mit zugemachten Augen umhergeht."

„Kennen Sie den Grafen von Werden?" fragte Eulalia weiter, indem sie gleichzeitig durch ein leichtes spöttisches Achselzucken den kleinen Amtmann zum Schweigen brachte.

„Nein, auch diesen kenne ich nicht", antwortete ich.

„Ah, gehen Sie doch! Sie sollten doch nicht versäumen, die Bekanntschaft eines so liebenswürdigen Cavaliers zu machen. Der Graf Werden ist Regimentsadjutant bei den Füselieren; er schickt mir mitunter Billets zum Theater oder zum Circus, und erst gestern habe ich von ihm ein wunderschönes Bouquet weißer Camelien erhalten."

„Nun", antwortete ich, „wenn es so fortgeht, so werden Sie sich am Ende noch als Tochter des Regiments entpuppen."

„O", rief Herr Knöller, „Sie glauben nicht, wie meine Eulalia das Militär liebt. Schon als junges Mädchen hegte sie eine besondere Vorliebe für Uniformen, und als sie noch im Pensionat war, malte sie in der

Zeichenstunde statt der Landschaften, die ihr aufgegeben waren, Lieutenants aufs Papier."

Diese Erklärung rief natürlich ein allgemeines heiteres Gelächter hervor, in welches die Gattin des kleinen Isidor ganz harmlos mit einstimmte.

„Was kann ich dafür", rief sie, „wenn die Herren mich liebenswürdig finden und mit Zuvorkommenheiten und Artigkeiten überhäufen! Erst gestern sagte mir Herr von Löben im Theater, er liebe die Frauen ungemein, welche sich in ihrer Natürlichkeit zeigten und den Muth hätten, die Maske der Heuchelei abzulegen, welche so viele meines Geschlechts trügen."

„Herr von Löben?" fragte ich aufhorchend.

„Ja. Kennen Sie ihn?"

„In unserer Nachbarschaft wohnte ein Herr von Löben, welcher einen Sohn hatte."

„Ganz richtig, sein Vater ist hier in der Nähe ansässig Erst vor kurzem wurde er als Assessor hier ans Gericht versetzt, und durch den Rittmeister von Holm ist er mir vorgestellt worden. Uebrigens kennt er Sie, denn er hat mir erzählt, daß Sie einst als Kinder wegen einer jungen Dame, zu der Sie in sehr nahen Verhältnissen stehen sollen, einen Streit gehabt haben."

„Von dieser jungen Dame haben Sie mir ja nie et-

was gesagt?“ bemerkte Wanda, indem sie mir einen mißtrauischen Blick zuwarf.

Ich erröthete, aber im Grunde genommen hauptsächlich deshalb, weil es mir unangenehm war, Camilla in dieses Gespräch gezogen zu sehen.

„Diese junge Dame“, antwortete ich, „welche ich allerdings sehr schätze, steht zu mir schon seit ihrer frühsten Kindheit in dem Verhältniß einer Schwester. Ich darf doch jedenfalls voraussetzen, daß Herr von Löben mit der geziemenden Hochachtung von ihr gesprochen hat?“

„O, er ist ihr mit keinem Wort zu nahe getreten“, antwortete Frau Knöller, etwas eingeschüchtert durch den Ernst, der sich plötzlich in meinem Wesen aussprach.

„Nun, wenn Sie ihn wiedersehen sollten“, bemerkte ich, „so ertheilen Sie ihm in meinem Namen den Rath, sich nicht in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Ich danke schönstens für einen solchen Auftrag“, sagte die Gattin des kleinen Isidor; „ich glaube, es wird am besten sein, wenn Sie ihm das selbst mittheilen.“

„Dazu dürfte sich vielleicht bald Gelegenheit bieten, antwortete ich, „denn ich kenne seine böse Zunge.“

„Bei meine Seel“, rief in diesem Augenblick der Kapitan vom Bock, „ich glaub, daß wir seind angelangt vor die Jägerhaus.“

Das war auch wirklich der Fall, und im nächsten

Augenblick hatten wir alle den Wagen verlassen und standen unter den breitästigen Buchen, welche das Gebäude umgaben.

„Allerliebst!“ rief Wanda, indem sie ihre Blicke durch das Waldesgrün schweifen ließ; „einen schönern Ort hätten wir nicht wählen können, um uns einmal so recht nach Herzenslust herumzutummeln.“

„Das wollen wir auch“, antwortete ich, „und Sie sollen dabei die Königin des Festes sein. Aber erst müssen wir uns etwas erfrischen, und zu diesem Zweck werden die Damen wohl so freundlich sein, sich einigermaßen mit der Speisekammer der Försterin bekannt zu machen.“

„Kommen Sie“, sagte Wanda zu Eulalia, „wir wollen sehen, ob wir unsern Auftrag zur Zufriedenheit ausführen.“ Und mit einer muntern, graziösen Verbeugung schlüpfte sie an der Seite der letztern ins Haus.

„Kapitän“, sagte ich, „Sie müssen auch ein Amt übernehmen; Sie sollen unser Kellermeister sein.“

„Sehr obligirt! Hoff, Ihre Vertrauen Ehre zu machen.“

„Gründlich“, bemerkte der Amtmann; „darauf können Sie sich verlassen.“

„Was wolle Sie damit sagen?“ fragte etwas mißtrauisch Herr Stanislaus Jaromir von Schnapinsky.

„Nun, ich meine, daß Sie dafür sorgen werden,

daß der Inhalt dieses Flaschenkorbes bis auf den Grund geleert wird."

„Was verstehe Sie davon? Was wisse Sie von die Durst von eine alt Soldat von die aufgelöst polnische Armee? So ein klein Mann kann sich nicht meß mit mir; wenn ich noch steh auf eine Bein, liege Amtmann schon längst unter Tisch."

„Oho!" rief Freund Isidor und stellte sich dabei auf die Zehen. „Was meine Größe anbelangt und in Betreff des Trinkens — nun, ich sage Ihnen, Kapitän, ich stelle meinen Mann, und kurz und gut, fordern Sie mich in diesem Punkte nicht heraus, denn ich sage Ihnen vorher: Vous êtes trahu!"

Bei diesen Worten drehte der kleine Mann herausfordernd an seinem dünnen Schnurrbart und wandte sich dann stolz auf dem Absatz herum, indem er, ohne eine weitere Antwort abzuwarten, den Rückzug antrat.

Eine halbe Stunde später saßen wir lachend und scherzend an einer sauber gedeckten Tafel und ließen uns das, was die Küche der Försterin darbot, soewi den Wein, welchen ich mitgebracht hatte, trefflich schmecken. Natürlich hatte ich an der Seite Wanda's Platz genommen, während dem trockenen Baron von Graufell die Aufgabe zu Theil wurde, Eulalia zu unterhalten. Dem kleinen Amtmann hatten wir einen erhöhten Sitz angewie-

sen, damit er die Tafel besser übersehen könnte, und der Kapitän saß mit einer Serviette um den Hals vor einer mächtigen Ananasbowle und füllte von Zeit zu Zeit mit einem großen Schöpflöffel die leeren Gläser, wobei er natürlich zunächst auf sich selbst bestens Bedacht nahm.

„Trinke Sie, meine Herrschaft", rief er, „denn, bei Gott, es ist wahr, wer weiß, ob wir bald wieder so fröhlich zusammen komme, und wie jener große Philosoph sagt, man lebt nur einmal."

„Sehr geistreich!" quakte Herr von Graufell. „Ich glaube, dieser Ausspruch rührt von Kant oder Fichte her, wenigstens erinnere ich mich aus meiner Studienzeit —"

„Welche Universität haben Sie denn besucht?" fragte ich mit einem möglichst ernsten Gesicht.

„Besucht habe ich eigentlich keine", antwortete der Baron ziemlich verlegen, „aber auf dem Pädagogium — o, ich war sehr stark in den modernen und in den alten Klassikern — sogar Hebräisch — allein später, als ich die Lehnsgüter übernehmen mußte —"

„Bei Gott", rief hier Herr Stanislaus Jaromir Edler von Schnapinsky, „bei die Lehnsgüter fällt mir immer ein die große Wald, worin liegt die Schloß meiner Ahnen, Wolkenkukuksheim."

„Nun, ich denke", sagte Herr Knöller, „wenn der

Baron erst wieder auf seine Güter zurückgekehrt ist, wird uns derselbe dort auch einmal ein großes Fest geben."

„Das ist selbstverständlich", entgegnete dieser. „O, Sie sollten nur einmal meinen Champagner probiren und meinen Lafitte und meinen Ungarausbruch; aber erst muß mein neues Schloß fertig sein."

„Sie bauen sich also ein neues Schloß?" fragte ich.

„Das heißt, ich habe die Absicht; ich bin nur noch zweifelhaft, in welchem Stil ich es ausführen lassen soll."

„Nun, vielleicht im maurischen", bemerkte ich ganz ernsthaft, obgleich ich das Lügengewebe, welches der edle Herr von Graufell vor uns entfaltete, vollständig durchschaute.

„Ich fürchte", rief der kleine Amtmann, „daß am Ende zuletzt noch ein spanisches Luftschloß zum Vorschein kommt."

„In solchen Dingen muß ich Sie bitten, mit Ihren Scherzen zurückzuhalten", antwortete der Baron mit einer Miene, die sehr würdevoll aussehen sollte, hinter welcher sich aber eigentlich nichts weiter als seine Verlegenheit verbarg. „Uebrigens wird Jeder am besten thun, wenn er erst vor seiner eigenen Thür fegt, bevor er sich um das Haus seines Nachbars kümmert."

„Was kann ich dafür, daß ich so einen Filz von

Vater habe", rief Herr Knöller; „aber ich werde es dem alten Geizhals schon anstreichen und er wird zuletzt noch froh sein, wenn er mit einem guten Vergleich davonkommt. Bist Du nicht auch der Meinung, Eulalia, daß wir bald wieder auf unser Gut zurückkehren werden?"

Freilich", entgegnete diese; „ich muß wieder eine Equipage und eine Kammerjungfer haben, dies gebührt mir und ich verlange von Dir, Isidor, daß Du Deinen Pflichten als liebender Gatte gegen mich nachkommst."

„Natürlich, mein Schatz. Ich werde gleich morgen die gerichtliche Klage einleiten."

„Welche Rücksichten hättest Du denn auch gegen ein so altes Murmelthier, das sich aus Geiz nicht satt zu essen traut, zu nehmen?"

„Der Meinung bin ich auch. Er muß uns wieder auf unser Gut einsetzen und uns auch noch Schadenersatz gewähren."

„Erinnerst Du Dich noch, wie er es gemacht hat, als wir ihm einmal einen Fasan überschickten?" fuhr Eulalia fort.

„O ganz gut! Aus reiner Geldgier verkaufte er denselben und setzte uns statt dessen eine alte, magere Henne vor, die so zähe war, daß ich mir dabei einen Zahn ausgebissen habe."

Mir fing an das Gespräch widerlich zu werden, und ich sagte daher:

„Nun, ich denke, wir brechen von diesen häuslichen Angelegenheiten ab und sehen dagegen, wie es im Walde aussieht."

„Ja, in den Wald, in den Wald!" rief Wanda und schlug dabei wie ein Kind vor Freude in die Hände.

„Wisse Sie was", sagte der Kapitän, indem er dabei heimlich einen sehnsüchtigen Blick auf die noch halb gefüllte Bowle warf, „bin eine alte Veteran, der haben schon steif Bein' — ja, bei Gott, für so alt Knab wie ich —"

„Thun Sie nur nicht so", rief Herr Knöller, „Sie sind ein alter Pfiffikus! Schiller sagt allerdings: An der Quelle saß der Knabe, aber damit hat er gewiß keine Ananasbowle gemeint, und übrigens — man merkt die Absicht und wird verstimmt."

„Wie meine Sie das?" fragte Herr Stanislaus von Schnapinsky etwas verblüfft.

„Na, ich meine nur, wenn wir zurückkommen, werden Sie wohl so ziemlich auf dem Boden der Terrine angelangt sein."

„O gehe Sie", rief scheinbar erzürnt der Kapitän; „sollten sich schäm zu verleumd auf diese Weis' eine alte Freund."

„Der Amtmann treibt nur seinen Scherz mit Ihnen", sagte ich vermittelnd, denn es lag ganz in meiner Absicht, daß der alte Pole zurückblieb, weil ich dann hoffen durfte, mit Wanda ein Stündchen ungestört zuzubringen. „Uebrigens", fuhr ich zu Herrn Knöller gewendet fort, „müssen wir uns beeilen, die Damen und den Baron zu erreichen, denn sie sind uns schon um ein gutes Stück voraus, und dort verschwindet eben Ihre Frau Gemahlin mit Herrn von Graufell in jenem Seitenwege, der nach der jungen Eichenanpflanzung führt."

„O, ich kenne meine Eulalia", rief der kleine Amtmann, indem er nunmehr mit mir vorwärts eilte; „geben Sie Acht, sie wird uns eine Ueberraschung bereiten. Gewiß geht sie mit dem Baron Pilze oder Erdbeeren suchen, oder sie spielen beide Verstecken — o, ich sage Ihnen, im Versteckspiel ist sie stark, und wenn sie sich dann finden läßt —"

Auf die folgenden Worte des Herrn Isidor hörte ich nicht weiter, denn da ich in diesem Augenblick meine niedliche Soubrette erblickte, so eilte ich auf diese zu und überließ es ihm, als ein zweiter Arion die Vögel des Waldes um sich zu versammeln, um diesen über seine Eulalia weitere Vorlesungen zu halten. Wanda hielt einen duftenden Strauß in der Hand, den sie eben gepflückt hatte.

„Lieben Sie die Blumen?“ fragte sie, indem sie sich mit einem bezaubernden Lächeln zu mir wendete.

„Sehr“, antwortete ich. „Wie todt würden Feld und Flur sein, wenn sie dieses Schmucks entbehren müßten.“

„Und doch“, bemerkte sie ernst, „werden diese Blätter schon in vierundzwanzig Stunden verwelkt und diese glänzenden Farben erloschen sein.“

„Wie kommen Sie denn so plötzlich zu einer so melancholischen Betrachtung?“ fragte ich verwundert.

„Nun, weil für mich dieser Strauß ein Bild des Lebens ist. Wie manche Hoffnung wird im Herzen genährt und großgezogen, und wie häufig zerstört dieselbe Hand, welche den Samen dazu ausstreute, die kaum entfalteten Blüten mit kalter Gefühllosigkeit, und alle Betheuerungen und Schwüre, die gethan wurden, sind vergessen, weil das Ganze eben nur ein Spiel war, was schließlich zu langweilen begann.“

Ihr Auge erglänzte bei diesen Worten in süßer Schwärmerei und fragend, als verlange sie eine Antwort, blickte sie mich an.

Ich fühlte, daß mein Herz schneller schlug und daß es der jungen Schauspielerin in diesem Augenblick vielleicht etwas zu rasch entgegenflog.

„Kommen Sie“, sagte ich, auf einen kleinen Ra-

senhang zeigend, der von schattigen Bäumen umschlossen wurde, „kommen Sie, hier wollen wir uns etwas niederlassen und dann weiter plaudern."

„Das heißt, Sie wollen versuchen, ob Sie mein armes Herz ebenfalls bethören und mir eine Menge Unwahrheiten ins Ohr flüstern können", antwortete sie lachend.

„Nun, ich bin schon froh, daß Sie wieder zu Ihrer natürlichen Heiterkeit zurückkehren. Ihnen Unwahrheiten zu sagen, liegt nicht in meiner Absicht, aber ein Geständniß möchte ich Ihnen doch gern machen."

„Ah, gehen Sie doch!" Und Wanda ertheilte mir einen leichten Schlag mit der Hand, indem ihre schelmischen Augen dabei leuchteten.

„Soll ich diese kleine böse Hand für das eben verübte Attentat strafen?" fragte ich, indem ich dieselbe ergriff und der jungen Dame herausfordernd in die Augen blickte.

„Wagen Sie es nur, und sie sollen sehen", rief sie lachend.

„Und dennoch wage ich es!" Und ein zärtlicher Kuß, welchen ich auf ihre Hand drückte, folgte diesen Worten.

„Hiermit ist es aber auch genug", sagte Wanda schmollend. „Kommen Sie, wir wollen gehen."

„Nein, lassen Sie uns hier noch etwas verweilen, ich habe Ihnen noch so viel zu sagen.“

„Und ich will nichts hören“, rief die kleine Soubrette und hielt sich dabei schelmisch lächelnd die Ohren zu.

„Wanda“, fuhr ich fort, „darf ich hoffen, daß Sie ein Geständniß von mir nicht ungünstig aufnehmen werden?“

„Wollen Sie mir vielleicht gestehen, daß Sie recht unartig sind?“

„Nein, aber daß ich Sie liebe, daß Sie mich bezaubert haben, daß mein Herz Ihnen gehört.“

„Das ist in der That zu viel auf einmal!“ lachte die Soubrette. „Wie doch die Männer heutzutage überschwänglich sind und noch dazu einer Schauspielerin gegenüber!“

„Sie wollen mir also einen Korb geben?“

„Einen Korb? Nun, ich werde es mir überlegen“ — und ein zweiter, in die lieblichste Schelmerei gehüllter Blick traf mich.

„Nein“, rief ich, hierdurch kühn gemacht, „die Politik des Abwartens liebe ich nicht. Ich will mich zwar gedulden, bis es Ihrer Laune gefällt, mir eine bestimmte Antwort zu geben, aber dafür, daß dies in nicht allzu ferner Zeit geschieht, müssen Sie mir eine Garantie bieten.“

„Eine Garantie? Nun, wahrhaftig, Sie behandeln mich ja gerade so, als wenn ich Ihre Gefangene wäre."

„Das sind Sie auch", erwiderte ich, lachend ihre Taille umschließend.

„Lassen Sie mich!" rief Wanda.

„Nein, entweder machen Sie mich zu Ihrem Sklaven, oder ich zeige mich als Sieger."

„Versuchen Sie es nur! Nein, gehen Sie, jetzt bin ich wirklich ernstlich böse!" Und Wanda wendete sich schmollend von mir ab, denn ich hatte nicht länger der Versuchung widerstehen können, von ihren vollen, frischen Lippen einen Kuß zu rauben.

Mit der kleinen Soubrette würde ich mich wegen dieses Raubes wohl schließlich geeinigt haben, aber das Mißgeschick ereilte mich plötzlich in unerwarteter Weise von ganz anderer Seite. Denn gerade als ich Wanda den Kuß raubte, tauchte plötzlich die Gestalt des Kapitäns wie Banquo's Geist fünf Schritte von uns auf. Natürlich entschlüpfte Wanda sofort meinem Arm und suchte ihre Verlegenheit hinter dem duftenden Strauß zu verbergen, während ich mich mit Gleichmuth zu wappnen trachtete und der Dinge harrte, die nun kommen würden.

Herr Stanislaus Jaromir von Schnapinsky hatte theatralisch die Hände über dem Kopf zusammengeschla-

gen und blickte uns in dieser Stellung eine Sekunde stier an. Dann trat er einen Schritt vor, und indem er wie ein alter routinirter Schauspieler die Augen verdrehte und eine möglichst aufgebrachte Miene anzunehmen bemüht war, rief er:

„O daß ich muß sein Zeug' in mein alt Tag von solch eine unerhört Anblick! Habe gehüt meine Kind stets wie eine Schatz und muß es jetzt find in die Arm von eine junge Herrn! Habe geglaubt zu schließen eine Freund an mein Herz und springt mir jetzt aus die Busen eine Schlang! Ja, bei Gott, bin eine verrathne Mann und kann nur getilgt werden diese Beleidigung durch Blut!"

„So hören Sie doch endlich einmal mit Ihrem Gekrächze auf, Sie alter Uhu", rief ich halb ärgerlich, halb lachend.

„Ich weiß auch nicht, warum Sie sich so ereifern, Papa", fügte Wanda hinzu.

„Also ich soll schweig zu solche Geschicht?" fuhr der Kapitän fort. „Ich soll schließen die Aug und zu alledem sagen nichts?"

„Das wäre schon das Klügste", sagte ich, „denn es liegt gar kein Grund dafür vor, daß Sie ein solches Geschrei erheben. Ich habe weiter nichts als eine kleine ländliche Idylle mit Ihrer Fräulein Tochter auf-

geführt, und das schlägt in ihr Fach als Schauspielerin."

„Und ich wünsche nicht, daß Sie mich fortwährend wie ein Kind behandeln", setzte Wanda pikirt hinzu.

„O, über die Undankbarkeit von eine solch Tochter!" schrie Herr Stanislaus. „Muß mich quälen Tag und Nacht, muß entbehr viel, Alles —"

„Was entbehren Sie denn?" fragte Wanda erbittert. „Begnüge ich mich nicht mit dem Nothdürftigsten, während Sie den größten Theil meiner Gage nicht allein durchbringen, sondern auch noch Schulden machen? Da sehen Sie hier, erst heute ist mir wieder ein Wechsel über zwanzig Thaler zur Einlösung präsentirt worden, den Sie hinter meinem Rücken ausgestellt haben."

Mit diesen Worten langte sie aus ihrer Tasche ein beschriebenes Papier hervor und hielt dasselbe ihrem Vater mit einem strafenden Blick vor die Augen.

„Nun, laß gut sein", sagte der Kapitän jetzt sehr kleinlaut, „bist brav Kind mit gute Herz."

„Damit ist es aber nicht abgemacht", erklärte Wanda; „der Wechsel muß morgen bezahlt werden, und ich weiß diesmal keinen Rath zu schaffen."

„Kapitän", bemerkte ich, „es würde mir ungemeines Vergnügen bereiten, wenn Sie mir erlaubten, diese Kleinigkeit zu vermitteln."

Das Gesicht des Herrn Stanislaus Jaromir von Schnapinsky klärte sich plötzlich auf.

„Sehr obligirt", sagte er, „und versteht sich von selbst, daß soll Rückzahlung erfolgen bei nächste Gelegenheit."

Was der alte Kauz unter „nächster Gelegenheit" verstand, wußte ich wohl, es hieß so viel als: ich möchte den Betrag nur in den Schornstein schreiben.

Ein dankbarer Blick Wanda's belohnte mich übrigens hinlänglich für diese kleine Gefälligkeit.

Natürlich war von einer blutigen Genugthuung jetzt nicht mehr die Rede und ich fand auch den Kapitän sehr zugänglich, als ich ihm nochmals erklärte, daß ich mit seiner Tochter nichts weiter als eine ganz unschuldige ländliche Idylle aufgeführt habe.

Als wir uns wieder dem Försterhause näherten, trat uns Herr Isidor Knöller nebst seiner Gattin und dem Baron von Graufell entgegen.

„Sehen Sie", rief der kleine Amtmann, „ich habe es Ihnen ja gesagt, daß die Beiden hier Verstecken mit einander spielen würden."

„Sie haben sie also belauscht?" fragte ich heiter.

„Ich war nahe daran. Aber wissen Sie, in solchen Dingen bin ich kein Spielverderber."

„Eh, eh!" krächzte der Baron, „es war dabei auch gar nichts zu verderben."

„Nein", rief Eulalia, „mit Ihnen gehe ich gewiß auch nicht wieder allein in den Wald. Ich habe mir ein ganz anderes Vergnügen versprochen, aber Sie liefen ja immer so steif wie eine Holzpuppe neben mir her. Da benimmt sich der Rittmeister von Holm ganz anders; bei dem sollten Sie einmal in die Schule gehen."

„O, was die Schule anbelangt", schnarrte Herr von Graufell, „als ich noch auf dem Pädagogium war —"

„Nun, kurz und gut, ich gehe mit Ihnen nicht mehr in den Wald", rief Eulalia; „ich hatte von Ihnen ganz etwas Anderes erwartet. Isidor, weißt Du, wie es der Herr Baron gemacht hat, als ich ihn aufforderte, mit mir Verstecken zu spielen?"

„Wie denn, mein Engel?"

„Nun, er verbarg seinen Kopf in einen großen Strauch und meinte, der Vogel Strauß mache es ebenso, wenn er nicht gesehen werden wolle."

Natürlich folgte dieser Enthüllung ein allgemeines Gelächter, der Baron aber schob seinen Kopf verlegen zwischen den Vatermördern hin und her, wobei er die Anwesenden gleichzeitig in dummer Weise angrinste.

Während ich mich auf diese Weise meinen Neigungen ungehindert überließ und dabei nicht versäumte, die Bekanntschaft mit Wanda auch noch weiter nach Kräften zu cultiviren, erhielt ich eines Tags einen Brief von

meiner Mutter, in welchem sie sich in ihrer gewöhnlichen sanften, liebevollen Weise darüber beklagte, daß ich sie in der letzten Zeit mehr wie sonst vernachlässigt hätte, und daran den Wunsch knüpfte, mich so bald wie möglich bei sich zu sehen, da verschiedene Gerüchte zu ihr gedrungen wären, an deren Glaubwürdigkeit sie zwar zweifle, über welche sie aber doch nähere Auskunft von mir zu erhalten Verlangen trage.

„Verschiedene Gerüchte, an deren Glaubwürdigkeit sie zwar zweifelt", murmelte ich, diese Stelle des Schreibens nochmals überlesend. „Was kann das sein? Und von Camilla, die mich sonst jedesmal grüßen läßt, ist diesmal gar nicht die Rede?"

Ich muß gestehen, daß mich der Inhalt des Briefes unangenehm berührte, und in meiner üblen Laune suchte ich nach einem Gegenstand, an welchem ich meinen Unwillen auslassen konnte. Ohne daß ich mir dafür einen bestimmten Grund anzugeben vermochte, blieben meine Gedanken bei Camilla stehen, und meine Gereiztheit oder vielmehr mein Egoismus wurde nunmehr laut.

„Sie hat es immer versucht", murmelte ich, „eine gewisse Herrschaft über mich auszuüben, und sie kümmert sich mehr um meine Angelegenheiten, als ich Lust habe, ihr dies zu gestatten. Vielleicht gefällt ihr das unabhängige Leben nicht, was ich führe; nach Art der Frauen

nimmt sie mehr Aufmerksamkeit von meiner Seite für sich in Anspruch, als ich willens bin, ihr zuzugestehen, mit einem Wort, sie wird den Einfluß, welchen sie auf meine Mutter ausübt, dazu benutzt haben, um mich ihre Laune empfinden zu lassen, ohne mir dabei unmittelbar selbst entgegenzutreten."

Der Leser wird einsehen, daß in diesem Raisonnement zunächst die Eitelkeit eines Menschen lag, welcher seine Person einer jungen Dame gegenüber, von der er wußte, daß sie ihm mit wahrhafter Innigkeit ergeben war, in den Vordergrund stellte, daß aber dabei auch gleichzeitig das stillschweigende Bekenntniß herauszulesen war, wie ich wohl fühlte, daß sich in der letzten Zeit der Standpunkt, welchen ich früher meiner Jugendgespielin gegenüber eingenommen, wesentlich verändert hatte.

„Nun gut", sagte ich, „ich werde ja sehen, inwieweit Camilla bei diesem mir bis jetzt in manchen Punkten noch unverständlichen Briefe die Hand im Spiele hat. Sollte sich aber mein Verdacht bestätigen, so werde ich so handeln, daß künftig derartigen Einmischungen, welche auf die Freiheit meines Willens einen Druck auszuüben versuchen, ein- für allemal vorgebeugt wird."

Trotz dieses Entschlusses gab sich aber doch in meiner Stimmung eine Unbehaglichkeit kund, welche ich vergebens zu verdrängen bemüht war. Je mehr ich in Be-

zug auf Camilla eine gewisse Gleichgültigkeit und Kälte an den Tag zu legen suchte, desto lebhafter trat deren Bild vor meine Seele, sowie ich sie zu sehen gewohnt war, mit dem edlen, ernsten Gesicht, mit jenem schwärmerischen Blick, welcher einst eine so große Anziehungskraft auf mich ausgeübt hatte und der sich jetzt meiner Einbildung nach in kalte Zurückhaltung zu hüllen schien. Warum tauchte aber auch zugleich die Gestalt Wanda's in meinem Innern auf und weshalb verweilten diesmal meine Gedanken bei ihr mit einer gewissen Scheu und Zurückhaltung?

Psychologisch fand dies gewiß seine natürliche Erklärung, denn in jeder Beziehung und gewiß in viel edlerer und reinerer Weise stand mir Camilla näher als die junge Schauspielerin, an die mich eine eben erst auflodernde, durch kein tieferes sittliches Motiv geheiligte Leidenschaft fesselte. Und wie dies so oft bei der menschlichen Natur der Fall ist, so war es auch hier. Die Erkenntniß des Bessern machte sich zwar bei mir geltend, ich fühlte, daß ich mich auf einem unrichtigen Wege befand, aber der dem menschlichen Gemüth angeborene Trotz und die Unlust, der uns berauschenden und entflammenden Leidenschaft ernsten Widerstand entgegenzusetzen, unterdrückte nicht allein diese Mahnungen, sondern ließ sie auch sogar als lästig und unbequem erscheinen.

In ziemlich aufgeregter und verdrießlicher Stimmung begab ich mich zu meinem Freunde Hellbach.

„Hier ist ein Brief“, sagte ich, „und ich vermuthe, daß da draußen auf dem Gute etwas vorgefallen ist. Hast Du Zeit, so begleite mich, denn ich befinde mich jetzt eben nicht in der Laune, die Reise dorthin allein zu unternehmen.“

„Mein Gott, was ist denn passirt?“ fragte Hellbach besorgt. „Dem Verhältniß zwischen Dir und Deiner Mutter lag ja bis jetzt die schönste Harmonie zu Grunde.“

„Die wird hoffentlich auch nicht gestört werden. Allein man mischt sich in meine Angelegenheiten.“

„In Deine Angelegenheiten? Du hast ja den freisten Willen von der Welt.“

„Und dennoch, ich habe Jemand in Verdacht —“

„In Verdacht? So erkläre Dich doch deutlicher.“

„Nun, ich glaube, daß sich Camilla herausnimmt, eine gewisse Oberaufsicht über mich zu führen.“

„Darin thust Du ihr gewiß entschieden Unrecht“, antwortete mein Freund mit Lebhaftigkeit. „Ich weiß nicht, um was es sich hier handelt, aber der Charakter dieser jungen Dame ist ein viel zu reiner und edler, sie besitzt zu viel Selbstgefühl, um eine solche Rolle zu übernehmen.“

„Meinst Du?“ fragte ich etwas pikirt, wußte aber im Grunde auf diese Einwendungen nichts Erhebliches zu erwidern.

„Ja, ich meine dies ganz bestimmt“, erwiderte Hellbach noch wärmer als zuvor. „Ich bin von tiefer Achtung für Camilla durchdrungen; ich glaube, daß sie ein ebenso gefühlvolles wie edles Herz besitzt, und Du begehst wahrlich ein großes Unrecht, wenn Du das Vertrauen, welches sie Dir schenkt, so gering anschlägst.“

„Nun“, rief ich in meiner reizbaren Empfindlichkeit, „wenn Du von ihrer Liebenswürdigkeit so durchdrungen bist, so bewirb Dich doch um ihre Gunst.“

Hellbach erröthete und ein leises Aufflackern seiner Augen zeigte, daß diese Worte sein Herz nicht unberührt gelassen hatten. Aber er war ein junger Mann, welcher sich zu beherrschen verstand, und besonders gegen mich hatte er stets die Nachsicht eines liebevollen Freundes an den Tag gelegt. Er verzichtete daher auch jetzt auf die Beantwortung dieser von mir gethanen Aeußerung und begnügte sich, in ruhigem Tone zu bemerken:

„Wenn Du es wünschest, so bin ich bereit, Dich zu begleiten, Du wirst aber wohl daran thun, erst die Erklärungen Deiner Mutter abzuwarten, bevor Du einen so kränkenden und, wie ich überzeugt bin, auch ungerechten Verdacht gegen das Fräulein aussprichst. Es könnte

ja geschehen, daß sich gerade das Gegentheil herausstellte und daß Du dann in den Fall kämest, Camilla zu vertheidigen, statt sie anzuklagen."

„Wie sollte denn das möglich sein?"

„Es gibt allerhand Möglichkeiten. Vielleicht bist Du sogar noch genöthigt, sie um Verzeihung zu bitten."

„Ich?"

„Nun, Du mußt doch immer erst hören, was für Gerüchte zu den Ohren Deiner Mutter gedrungen sind. Deine Bekanntschaften —"

„Nun", rief ich, „was könnten wohl meine Bekanntschaften für einen Zusammenhang mit meiner Mutter und Camilla haben? Ich amüsire mich, so gut ich kann, und diese Leute tragen zu meinem Vergnügen bei. Gerade die Verhältnisse, in denen sie leben, verleihen ihnen den Charakter der Originalität, und übrigens kann man ihnen nichts Schlechtes nachsagen, und wie sie sonst ihre Angelegenheiten ordnen, das ist ja lediglich ihre Sache."

„Genug, wir werden ja sehen", sagte mein Freund. „Vorläufig stelle ich mich zu Deiner Disposition. Wann gedenkst Du abzureisen?"

„Ich habe um zwei Uhr einen Wagen bestellt.

„Gut, dann bin ich um diese Zeit bei Dir."

Es war einer jenen schönen Herbsttage, wie sie im

nördlichen Deutschland so häufig sind und die uns nicht selten für einen ungünstigen Sommer entschädigen. Indem wir rasch auf der Chaussee fortrollten, betrachtete ich die vor mir liegende Landschaft, und indem mein Blick über die jetzt kahlen Felder streifte und mein Auge an den Bäumen haften blieb, deren Blätter sich bereits gelb zu färben begannen, trat an Stelle der frühern Erregtheit eine Ruhe, die meinem Herzen wohl that und die mich milder stimmte. Ich freute mich jetzt ordentlich, Camilla wiederzusehen, und nahm mir vor, ihr mit möglichster Herzlichkeit entgegenzutreten. Da ich die Gewohnheiten meiner Mutter kannte, so vermuthete ich mit ziemlicher Gewißheit, daß ich sie jetzt im Garten finden würde, und ich ließ daher den Wagen etwa zehn Minuten vor dem Wohnhause halten und schlug mit meinem Freunde einen Nebenweg ein, weil ich mir die Freude der Ueberraschung nicht versagen wollte.

Da wandelte sie, die noch immer schöne Frau, mit dem sanften, lieblichen Antlitz, auf welchem der Friede Gottes ruhte, in dem breiten, mit feinem gelben Sand bedeckten Gange an der Seite Camilla's auf und ab. Und als sie mich erblickte, glitt es wie lichter Sonnenschein über ihr Gesicht, sie erhob unwillkürlich ihre Arme, und in dem nächsten Augenblick lag ich in ihren Armen und fühlte den zärtlichen Druck ihrer Hand

und blickte ihr in die lieben, treuen Augen, welche vor Freude erglänzten, als sie mich an ihre Brust zog. Und Camilla? Ihre schlanke Gestalt hoch aufgerichtet, das blasse, anziehende Gesicht halb von mir abgewendet, den schwärmerischen Blick zu Boden geschlagen, so stand sie neben meiner Mutter und schien ihre innersten Gedanken durch nichts verrathen zu wollen.

Aber gerade in dieser Passivität, in diesem diplomatischen Schweigen lag etwas, was mein Blut von neuem in Wallung brachte.

„Ich hoffe, mein Erscheinen ist Dir ebenfalls angenehm?“ sagte ich und reichte ihr dabei die Hand zum Gruß.

„Ich freue mich, Dich wohl zu sehen“, antwortete sie, indem sie ihre Rechte in die meinige legte, wobei ich fühlte, daß dieselbe leise erbebte.

„Du scheinst heute nicht besonders gut aufgelegt zu sein“, bemerkte ich empfindlich, denn diese kalte Antwort hatte mich verletzt.

„Woraus schließest Du das? Ich wüßte doch in der That nicht —“

„Nun, ich bin auch gar nicht so anmaßend, um zu verlangen, daß Du Dir meinetwegen irgend einen Zwang anthun sollst“, fuhr ich fort.

„Du bist ungerecht“, antwortete sie, und dabei flog

einen Augenblick ein schmerzliches Zucken über ihre Züge, „aber überhaupt kann ich kaum glauben daß Du einen großen Werth auf die Art und Weise, wie ich Dir entgegentrete, legst.“

„Nun, ich hoffe, unsere Freundschaft hat während der kurzen Zeit, wo wir uns nicht gesehen, keinen Schaden gelitten“, erwiderte ich pikirt.

„Wenn Du überhaupt Zeit gehabt hast, Deine Gedanken auch mitunter hier verweilen zu lassen“, sagte sie mit Schärfe.

Mit Aengstlichkeit war meine Mutter diesem Gespräch gefolgt, jetzt beeilte sie sich, in richtigem Takt demselben eine andere Wendung zu geben.

„Wie geht es dem Major?“ fragte sie. „Er hat schon seit längerer Zeit nichts mehr von sich hören lassen.“

„O, Onkel Richard befindet sich ganz wohl; er lebt sich immer mehr in seine Sonderbarkeiten hinein und läßt sich nach Herzenslust von seinem treuen Friedrich betrügen.“

Für Camilla war diese Frage eine erwünschte Gelegenheit gewesen, um mit Hellbach ein Gespräch anzuknüpfen, und sie entfernte sich jetzt mit demselben langsam nach einer andern Richtung des Gartens.

Ich benutzte diesen Augenblick des Alleinseins.

„Liebe Mutter“, sagte ich, „es drängt mich, mir von Dir Aufklärung über eine Stelle Deines Briefes zu erbitten. Du sprachst darin von verschiedenen Gerüchten, die zu Dir gedrungen seien, an deren Glaubwürdigkeit Du zwar zweifeltest, über welche Du aber doch nähere Auskunft zu erhalten wünschtest.“

„Allerdings, lieber Alfred. Du besitzest zwar Deine volle Freiheit, und ich gönne Dir dieselbe von ganzem Herzen, aber sage mir offen, bist Du auch vorsichtig in der Wahl Deines Umgangs?“

„Nun“, antwortete ich lachend, „was den Leuten, mit denen ich verkehre, an ihrer gesellschaftlichen Stellung abgeht, das ersetzen sie durch ihre Originalität.“

„Fürchtest Du auch nicht, durch sie compromittirt zu werden?“

„Keineswegs, liebe Mama. Diese Personen mögen ihre Schwächen und Fehler besitzen, ich will auch zugeben, daß ihre Existenz eben keine glänzende ist, allein sie haben den Vortheil für sich, daß sie das offen zur Schau tragen, was Andere oft ängstlich hinter einem erborgten Scheine verbergen. Im Uebrigen liegt aber kein Grund vor, daß ich ihnen nicht die Hand drücken und sie als meine Freunde behandeln sollte.“

„Und doch, lieber Alfred, sind über Dich Gerüchte im Umlauf, die mich um so schmerzlicher berühren, als

dadurch gewissermaßen auch der Ruf Camilla's mit angetastet wird."

„Der Ruf Camilla's?" rief ich entrüstet. „Wie, ich sollte die Ursache sein, daß der Ruf Camilla's gefährdet würde?"

„Ganz davon abgesehen, daß durch Deine Handlungsweise auch ihr Herz leidet."

„Auch ihr Herz? Nun, in Wahrheit, liebe Mama, Deine Sprache wird mir immer räthselhafter."

„Höre mich ruhig an, lieber Alfred. Ich will Dich weder in Deinen Neigungen, noch in Deiner Freiheit beschränken, aber ich nehme das Recht einer Mutter in Anspruch, ich halte es für Pflicht, Dich zu warnen und auf gewisse Dinge aufmerksam zu machen."

„Und ich danke Dir von Herzen dafür", erwiderte ich, ihre Hand an meine Lippen drückend. „Sprich also, liebe Mama, sage mir, was Dich beängstigt."

„Nun, man erzählt sich, daß Du mit einer jungen Schauspielerin in ein ziemlich nahes Verhältniß getreten seiest."

„Aber, mein Gott, ist es denn ein Verbrechen, einer liebenswürdigen Dame etwas den Hof zu machen?"

„Aber einer Schauspielerin?"

„Ja, darin haben die Klatschschwestern, welche Dir diese Nachricht überbrachten, gewiß einen Stein des An-

stoßes gefunden, das kann ich mir schon denken! Nun, zur Beruhigung dieser ehrenwerthen Sippschaft bitte ich Dich, ihnen zu sagen, daß der Ruf dieser jungen Künstlerin ein durchaus reiner und makelloser ist."

„Aber Du mußt doch zugeben, daß es Camilla nicht gleichgültig sein kann, wenn Du solche Bekanntschaften anknüpfst."

„Camilla? Inwiefern ist denn Camilla dabei betheiligt?"

Meine Mutter stockte einen Augenblick, dann sagte sie mit ihrer sanften, beruhigenden Stimme: „Sollte es Dir bisher wirklich entgangen sein, welchen Antheil das Herz derselben an Allem, was Dich betrifft, nimmt?"

Ich gestehe, daß mich diese unerwartete Bemerkung etwas in Verwirrung setzte, denn gleichgültig war mir Camilla allerdings nicht, aber ich hatte die Frage wegen meines künftigen Verhältnisses zu ihr bisher als eine offene betrachtet. Jetzt kehrte ich aber plötzlich wieder zu meinem bereits früher ausgesprochenen Verdacht, daß sie die Hände bei der ganzen Angelegenheit im Spiel habe und einen Druck auf mich auszuüben beabsichtige, zurück, und dies erregte meinen Trotz und feuerte mich zum Widerstand an.

„Camilla", sagte ich, „ist meine Jugengespielin und nächst Dir, liebe Mutter, achte und ehre ich sie am mei-

sten. Bis jetzt tritt aber bei mir durchaus nicht die Neigung hervor, diese Gefühle über das geschwisterliche Verhältniß auszudehnen, und ich kann daher auch der Hinweisung, welche Du so eben machtest, keine tiefere Bedeutung beilegen."

„Immerhin", antwortete meine Mutter mit jener Beharrlichkeit, welche Frauen in solchen Dingen an den Tag legen, „immerhin kann es einem jungen Mädchen, welches in so nahen Beziehungen zu Dir steht, nicht gleichgültig sein, wenn sie hört, daß die Wahl Deiner Bekanntschaften — da ist zum Beispiel eine andere junge Frau, deren Ruf offenbar nicht der beste ist und welche erst vor kurzem bei einer Landpartie in Deiner Gesellschaft gesehen wurde."

„Du meinst die Amtmännin. Nun, über ihren Ruf habe ich nicht zu wachen, sondern ihr Mann, ich gebe auch zu, daß sie zu den Emancipirten gehört, aber sie ist munter und lustig und wir Männer nehmen es mit der Etikette nicht genau. Hat etwa auch durch diese Dame Camilla's Herz zu leiden gehabt?"

„Wenigstens ist sie die indirecte Ursache, daß gewissenlose und Dir feindlich gesinnte Personen Deine Bekanntschaft mit diesen Damen dazu benutzt haben, um Camilla in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen wir bekannt sind, bloßzustellen."

„Wer dürfte dies wagen“, rief ich, „ohne sich einer exemplarischen Züchtigung auszusetzen?“

„Nun, kurz und gut, es ist geschehen. Kannst Du es nun Camilla verdenken, wenn sie Dir heute nicht so freundlich wie sonst entgegentrat?“

„Nenne mir den Verleumder.“

„Nun, ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß alle diese böswilligen Gerüchte von einer und derselben Person, von dem Assessor von Löben ausgegangen sind.“

„Es sieht ihm ganz ähnlich“, antwortete ich trocken.

„Ja, es scheint in der That, als wenn er die Feindschaft, welche Ihr als Knaben gegen einander hegtet, noch nicht vergessen hat. Er schildert Dich als einen Menschen von frivolen Grundsätzen, der sich nur im Umgange mit heruntergekommenen Personen und im Verkehr mit Frauen von zweideutigem Rufe wohl fühle, und da er zu dieser Frau Knöller in intimen Beziehungen zu stehen scheint, so hat er Deinen jüngsten Ausflug aufs Land dazu benutzt, um denselben mit allerhand für Dich eben nicht schmeichelhaften Illustrationen zu versehen.“

„Ich bin ihm wirklich für die Aufmerksamkeit, welche er meiner Person widmet, zum besondern Dank verpflichtet“, antwortete ich mit kalter Zurückhaltung.

„Ich muß Dir Alles sagen, lieber Alfred“, fuhr

meine Mutter fort, „denn was Dich berührt, berührt auch mich und Deine Ehre ist ja auch die meinige. So wisse denn, daß er Camilla gewissermaßen als Deine Verlobte bezeichnet und daß er sie als eine junge Dame hinstellt, die von Deinem Lebenswandel genau unterrichtet sei, welche aber Leichtsinn genug besitze, sich auf Kosten ihres eigenen Rufs darüber hinwegzusetzen.“

„Nun“, antwortete ich mit derselben Ruhe wie früher, „verlaß Dich darauf, ich werde solche Schritte thun, daß Camilla vollständige Genugthuung erhält und daß auch der Lohn für die gegen mich verübten niedrigen Verleumdungen nicht ausbleiben soll.“

„Aber, mein Gott“, rief meine Mutter ängstlich, „wenn ich die Ursache sein sollte, daß Du Dich zu Schritten hinreißen ließest, aus denen Dir irgend eine Gefahr erwüchse! Nein, mein guter Alfred, lieber wollen wir diese Verleumdung großmüthig übersehen, und Camilla wird, davon bin ich überzeugt, auch hierbei ihren edlen Charakter nicht verleugnen.“

Das war nun das natürliche Gefühl einer Mutter, die ihr Kind liebt, welches sich in diesen Worten aussprach, und ich fand es auch gar nicht für nothwendig, sie unnütz zu beunruhigen.

„Ueberlasse mir die ganze Angelegenheit“, erwiderte

ich gelassen, „und halte Dich überzeugt, daß ich dieselbe in befriedigender Weise zu Ende führen werde."

„Aber Du versprichst mir —"

„Dort kommt Camilla! Du wirst zugeben, daß sie berechtigt ist, einige Worte der Entschuldigung von mir zu fordern. Reiche mir also Deinen Arm und das Weitere stelle mir vertrauensvoll anheim."

Der Leser wird nicht daran zweifeln, daß ich die nächste Gelegenheit, wo ich mich mit meiner Jugendgefährtin allein befand, ergriff, um ihr eine kleine Genugthuung zu geben.

„Du hast meinetwegen gelitten", sagte ich, „und noch so eben bin ich Dir in einer kalten und abstoßenden Weise entgegengetreten. Reiche mir die Hand und laß diesen kleinen Zwist vergessen sein, von welchem mein Herz zudem nichts wußte."

Mit einem Blick unaussprechlicher Güte legte Camilla ihre Rechte in die meinige und erwiderte:

„Kannst Du wirklich glauben, daß Deine heftigen Worte von vorhin irgend einen Groll bei mir zurückgelassen haben? Und übrigens, welches Recht besitze ich, um über Deine Handlungen Rechenschaft zu fordern? Nein, Du verkennst mich wirklich, wenn Du glaubst, daß ich mir irgend einen Einfluß über Dich anmaße; das Einzige, was ich wünsche, ist, daß Du immer so glücklich wie möglich sein mögest."

Camilla wendete bei diesen Worten ihr Gesicht von mir ab, und es war mir, als wenn sich ihre schönen dunklen Augen mit einem feuchten Flor überzögen, allein die Natur hatte ihr eine große Charakterstärke und Selbstbeherrschung verliehen, und sie besaß die Kraft, die Bewegungen ihres Innern mit großer Energie niederzukämpfen.

Als ich mich mit Hellbach wieder auf dem Rückwege befand, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal darauf zurückzukommen.

„Es unterliegt keinem Zweifel", sagte ich, „daß Camilla ein edles und großmüthiges Herz besitzt, und für einen Mann, welcher diesen stillen Ernst, verbunden mit einer so scharf hervortretenden Willenskraft, liebt, würde sie unstreitig eine Lebensgefährtin sein, die im Stande wäre, ihn sehr glücklich zu machen."

„Ich meine, die junge Dame besitzt die Eigenschaften, jeden Mann glücklich zu machen", entgegnete mein Freund mit großer Wärme.

„Indessen", sagte ich, „trotz ihrer Schönheit und ihres gebildeten Geistes glaube ich doch nicht, daß sie zu mir passen würde."

„Sie scheint aber jedenfalls eine große Theilnahme für Dich zu hegen."

„Nun, ich fühle mich ebenfalls zu ihr hingezogen,

aber trotzdem besteht in meinem Innern ein Widerspruch, den ich bisher vergebens zu lösen versucht habe."

„Du bildest Dir dies wahrscheinlich nur ein", entgegnete Hellbach, „oder Du bist überhaupt nicht fähig, einen solchen Edelstein zu beurtheilen. Wie oft habe ich Dich schon im Stillen um Deine Stellung zu ihr beneidet, und ich für meinen Theil würde wenigstens das Geschick preisen, wenn es mich nicht so fern von ihr hielte."

Diese Aeußerung meines Freundes fiel mir auf, und das zarte Benehmen, welches er stets gegen Camilla beobachtet hatte, erhielt jetzt bei mir eine tiefere Bedeutung, als ich demselben ursprünglich beizulegen willens gewesen war. Ich war aber zu großer Egoist, um ihm irgend eine Aufmunterung zu Theil werden zu lassen, oder vielleicht befand ich mich auch mit mir selbst über mein Verhältniß zu Camilla noch nicht im Reinen. Genug, ich brach das Gespräch ab und gab demselben eine andere Richtung.

„Du weißt", sagte ich, „daß mich zu diesem Besuch bei meiner Mutter hauptsächlich das Verlangen veranlaßt hat, Aufklärung über eine Stelle ihres Briefes zu erhalten, die mir unverständlich geblieben war. Jetzt bin ich darüber im Klaren und befinde mich nunmehr in dem Falle, einen Freundschaftsdienst von Dir zu beanspruchen."

„Ich stelle mich ganz zu Deiner Disposition“, antwortete mein Freund; „verfüge über mich und meine Mittel, wie Du es für angemessen hältst.“

Ich theilte Hellbach nun das Benehmen Löben's mit und erklärte ihm, daß ich entschlossen sei, von demselben für eine so feige und hinterlistige Handlungsweise Genugthuung zu fordern.

„Ich kann es Dir nicht verdenken“, antwortete er, „und an Deiner Stelle würde ich ebenso handeln. Wer sich nicht scheut, Andere zu beleidigen oder zu verleumden, muß auch den Muth besitzen, mit seiner Person für die Folgen einzustehen. Es gibt Dinge im Leben, die das Gesetz wohl verbieten kann, die es aber nie abschaffen wird, und hierzu gehört der Zweikampf. Es ist zwar versucht worden, denselben als eine barbarische Sitte oder als etwas Unmoralisches hinzustellen, allein denjenigen, welche eine solche Doctrin zur Geltung bringen möchten, fehlt es in der Regel selbst an persönlichem Muth. Weder durch allgemeine Sophismen, noch durch die Berufung auf die Lehren des Christenthums kann man eine Sache beseitigen, welche zur Aufrechthaltung der Gesetze, die in den bessern gesellschaftlichen Kreisen herrschend sind, als ein nothwendiges Uebel erscheint. Uebrigens gibt es auch Dinge, die so tief unsere Individualität berühren, daß sie eben nur

persönlich zum Austrag gebracht werden können, und wo, solange die Gesetze der Ehre bestehen, der Zweikampf als etwas Unvermeidliches erscheint."

„Dieser Ansicht huldige auch ich", gab ich zur Antwort, „und überdies darf man dabei nicht vergessen, daß eine Herausforderung und die Annahme derselben ein freies Uebereinkommen zwischen zwei Personen ist, und daß derjenige, welcher nicht die Neigung fühlt, seine Ehrenhändel auf diese Weise auszugleichen, hierzu ja keineswegs gezwungen werden kann. Da also unsere Ansichten über diesen Gegenstand so übereinstimmend sind, so darf ich mit um so größerer Zuversicht auf Deine Mitwirkung rechnen. Du wirst somit die Güte haben, diesem Herrn von Löben, der sich nicht scheute, mich zu verleumden und Camilla zu verdächtigen, eine Herausforderung von mir zu überbringen."

„Ich stehe ganz zu Deinen Diensten. Welche Waffe willst Du wählen?"

„Den Degen. Ich gehöre nicht zu jenen exaltirten Köpfen, welche gleich mit den Pistolen bei der Hand sind. Es genügt mir, wenn ich auf männliche Weise meinem Gegner entgegentrete, der Ehre ist dann genügt, und ein scharfer Hieb heilt in den meisten Fällen, ohne daß er für die Gesundheit des Verletzten bleibende Nachtheile zurückläßt."

„Gut. Du hast jetzt nur noch den Ort und die Zeit des Zweikampfs zu bestimmen."

„Nun, dann also übermorgen früh in dem kleinen, eine halbe Stunde von der Stadt gelegenen Buchenwäldchen."

„Schön; dort können wir diese Angelegenheit ganz ungestört abmachen."

Während sich Hellbach nach unserer Rückkehr nach der Stadt zu Herrn von Löben verfügte, um sich seines Auftrags zu entledigen, begab ich mich zu einem mir befreundeten Offizier, welcher häufig die Gesellschaften frequentirte, wo die erwähnten Verleumdungen so geflissentlich gegen mich ausgestreut worden waren.

„Ich komme, Sie um einen Freundschaftsdienst zu ersuchen", sagte ich.

„Verfügen Sie ganz nach Belieben über mich, Herr von Tennstedt; es soll mir zum besondern Vergnügen gereichen, wenn ich Ihnen in irgend einer Weise dienen kann."

„Nun, die Sache ist ganz einfach. Herr von Löben hat sich herausgenommen, über mich öffentlich verschiedene Unwahrheiten auszustreuen."

„Es ist ihm dies auch vielfach verdacht worden", bemerkte mein Bekannter.

„Nun, nicht sowohl meiner Person wegen, wie vor-

zugsweise aus Rücksicht für eine junge Dame, die ich hochachte und welche darunter mit gelitten hat, wäre es mir lieb, wenn diese Unwahrheiten durch einen Unparteiischen auch öffentlich rectificirt würden. Dies ist der kurze Thatbestand der Sache, und Sie werden sich nun daraus ein eigenes Urtheil fällen können."

„Welches ganz zu Ihren Gunsten ausfällt", antwortete der Offizier mit einer Verbeugung. „Es liegt wirklich etwas Niedriges in der Handlungsweise des Herrn von Löben, und man sieht, daß es ihm nur darum zu thun war, Sie zu verdächtigen."

„Wollen Sie nun die Güte haben, die Sache in den Gesellschaften, wo sie vorgetragen wurde, auf ihren wahren Stand zurückzuführen?"

„Mit Vergnügen."

„Uebrigens", fuhr ich fort, „versteht es sich von selbst, daß ich von Herrn von Löben noch persönlich Genugthuung fordern werde."

„Bedürfen Sie dabei eines Beistandes?" fragte entgegenkommend der Offizier.

„Ich danke Ihnen. Ein Freund von mir hat diesen Ehrendienst schon übernommen."

„Nun, dann möge der Ausgang für Sie ein günstiger sein; ich bin überzeugt, daß man Herrn von Löben allgemein einen kleinen Denkzettel gönnen wird.

Was mich anbelangt, so verlassen Sie sich darauf, daß ich es mir angelegen sein lassen werde, die Wahrheit zur Geltung zu bringen."

Wir schüttelten uns die Hände und trennten uns dann mit jener Zufriedenheit, die ein gegenseitiges freundschaftliches Entgegenkommen immer zur Folge hat.

Der Ausgang des Zweikampfs war übrigens ein solcher, daß er weder als unblutig, noch aber auch als gefährlich angesehen werden konnte. Ich erhielt einen Hieb in die Hand, welcher zwar tief genug eindrang, aber doch keinen Muskel verletzte, und gleichzeitig ließ mein Gegner die Waffe sinken, denn ich hatte seinen Unterarm getroffen und das Blut quoll ihm ziemlich stark aus der Wunde. Da aber auch hier keine gefährliche Verletzung vorhanden war, so trennten wir uns, nachdem der Verband angelegt worden war, mit einer gegenseitigen zwar höflichen, aber kalten Verbeugung.

Der erste Besuch, welchen ich erhielt, war der des Kapitäns. Als er in meine Stube trat und bemerkte, daß meine Hand verbunden sei, sprach sich bei dem alten närrischen Kauz ein wirkliches tiefes Mitgefühl aus, welches mir die Ueberzeugung beibrachte, daß er trotz seiner Verkehrtheiten, seiner Aufschneidereien und Prahlereien doch eigentlich ein gutes Herz habe.

„Bei Gott", rief er, nachdem ich ihm die Ursache

des Zweikampfs erzählt hatte, „ist eine schmuzig Geschicht von diese Herr von Löben, zu verleumden hinter die Rück eine Gentleman wie Sie und eine junge Dam von Distinction! Muß ich nun sehn, wie meine Freund hat zu leid wegen eine solch Patron, der nicht verdient, daß Mann von Charakter ihm reicht die Hand. Aber gut, will nicht weich von Ihre Seit, bis Sie seind wieder ganz gesund, und werd Sie pfleg mit die Sorgfalt von eine Vater zu seine Sohn."

Es lag in dem Tone, mit welchem der alte Pole diese Aeußerungen machte, ein so ungekünsteltes, aufrichtiges Mitgefühl, daß die Theilnahme, welche er an den Tag legte, meinem Herzen wirklich wohlthat, ungeachtet ich dabei gleichzeitig über das Leichenbittergesicht, welches er dabei machte, lachen mußte.

„Nun, lassen Sie es nur gut sein, Kapitän", sagte ich, ihm meine unverletzte Linke reichend, „die Sache ist von keiner großen Bedeutung und in vierzehn Tagen werde ich wiederhergestellt sein. Uebrigens finde ich, daß Sie selbst angegriffen aussehen, und eine kleine Stärkung dürfte Ihnen wohl nicht schaden?"

„O mache Sie sich gar keine Umständ", rief der alte Fuchs, schielte aber gleichzeitig verlangend nach dem Schrank, welcher mir als Speisekammer diente.

„Na, wissen Sie was, Kapitän“, erwiderte ich, „es gibt Dinge in der Welt, die unergründlich sind.“

„Wie meine Sie das?“ fragte Herr Stanislaus von Schnapinsky.

„Nun, ich meine, daß zum Beispiel Ihr Magen zu diesen Dingen gehört. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie dieses Problem praktisch zu lösen versuchten, und ich glaube, daß sich hierzu dort die kalte Kalbskeule und ein Glas Rothwein am besten eignen.“

„Nun, wenn Sie meine“, bemerkte der alte Kauz und fuhr sich dabei lüstern mit der Hand über den Mund, „so will ich Ihre Rath befolge. Auf Ihr Wohl, junge Herr!“ und er stürzte dabei ein Glas Bordeaux so schnell hinunter, daß mir die Redensart: Geschwindigkeit ist keine Hexerei, völlig klar wurde.

„Wie befindet sich Ihre Fräulein Tochter?“ fragte ich.

„Ah, gehn Sie mir mit die Dankbarkeit von eine Kind“, rief der Kapitän, indem er dabei seinem Gesicht einen möglichst schmerzlichen Ausdruck zu geben versuchte. „Wenn ich nicht noch hätt eine Stütz an meine Freund — ja, bei Gott, bin eine arme, geschlagene Mann!“ und ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, während er dabei von neuem in jämmerlicher Weise die Augen verdrehte.

„Nun, was ist denn vorgefallen?“ fragte ich so ernst wie möglich.

„Was vorgefallen? Ist das nicht genug, wenn undankbar Tochter mir erklärt, daß ich seind alt Schuldenmacher, der nicht mehr länger braucht rechne auf ihr Nachsicht? Hat mir entzog die Hälft von mein Taschengeld und mir erklärt, daß Wasser seind ebenso gut wie Bier, um zu löschen die Durst.“

„Nun, eigentlich kann man es Ihrer Tochter wohl nicht verdenken, wenn sie etwas auf Ordnung hält“, bemerkte ich.

„Also auch Sie, meine beste Freund, nehme Partei gegen mich?“ rief Herr Stanislaus Schnapinsky in tragischem Tone. „O gehe Sie doch, zu vertheidige ein solch bös Creatur, die mir entzieht meine halb Gag und mich will setzen auf Wasser und Brod!“

Jetzt konnte ich mich nicht länger halten und brach in ein helles Gelächter aus, denn der alte Sünder machte ein so jämmerliches Gesicht und verdrehte die Augen so scheinheilig, daß er in diesem Augenblick mit dem besten Erfolge auf der Bühne hätte auftreten können.

„Sie habe wohl gut lachen“, sagte er in einem halb ärgerlichen, halb wehmüthigen Tone, „aber wenn ich bedenk, daß ich soll Abschied nehm von die grüne Krokodil und von Sie und von die klein Amtmann,

blos weil diese unnatürlich Kind besteht auf seine Kopf —"

„Na, beruhigen Sie sich nur, Kapitän", sagte ich; „kommt Zeit, kommt Rath, und ich denke, es wird sich so einrichten lassen, daß Sie weder von dem grünen Krokodil, noch von Ihren Freunden Abschied zu nehmen brauchen."

Jetzt hellte sich das Gesicht des alten Burschen plötzlich wieder auf und mit zufriedener Miene reichte er mir seine Hand.

„Seind brav junge Herr", sagte er, „habe Herz für arme alte Soldat! Ist traurig Loos für eine Mann wie ich, der zählt viele Ahn und gebore ist in groß Schloß Wolkenkukuksheim, zu leben von die Gnad von solch hartherzig Kind."

Wer weiß, wie weit sich die Jeremiaden des Herrn Stanislaus Jaromir Edlen von Schnapinsky noch ausgedehnt hätten, wenn in diesem Augenblick der kleine Herr Isidor Knöller nicht eingetreten wäre.

„Wie", rief er, „so ist es also doch wahr, daß Sie verwundet sind?"

„Es hat nicht viel zu bedeuten", antwortete ich; „doch von wem haben Sie es denn erfahren?"

„Von wem ich es erfahren habe? Aber, theuerster Freund, einem Mann wie ich, dessen Bekanntschaften so

ausgedehnt sind, der mit den hohen und höchsten Personen in der engsten Verbindung steht, sollte eine solche cause célèbre unbekannt geblieben sein? Mein Freund, der Rittmeister von Holm, und mein Freund, der Graf von Werden, Regimentsadjutant bei den Füselieren, haben mir schon gestern Abend alle Details mitgetheilt, als ich dem erstern einen Besuch abstattete und mit dem letztern soupirte."

„Höre Sie, Amtmann", rief der Kapitän, „ich muß Sie nur sage, daß das wieder eine von Ihre Aufschneiderei ist wegen die Souper."

„Wie so?" fragte der kleine Isidor und nahm dabei eine herausfordernde Stellung an.

„Weil ich weiß, daß Sie noch spät in die grüne Krokodil gewesen sind."

„Nun, das ist einerlei, genug, das Souper hat stattgefunden. Es ist möglich, daß ich dabei durch meine Eulalia vertreten worden bin, aber jedenfalls hat sie sich köstlich amüsirt, denn sie kam ganz erschöpft nach Hause."

„Na, wenn ich hätt' eine Frau, und sie wollt einnehme Souper mit die Offizier", sagte der Kapitän, „würd' ihr, bei Gott, zu kost geben ein Gericht, daß ihr sollt vergehn Appetit zu alles Uebrig."

„Das verstehen Sie nicht", bemerkte Herr Isidor

Knöller, sich in die Brust werfend und an seinem dünnen Schnurrbart drehend. „Fragen Sie hier den Baron, ob es nicht zum guten Ton gehört, sich gegen die Launen einer Frau möglichst zuvorkommend zu zeigen? Glauben Sie, daß ich mich auf solche Spießbürgerlichkeiten einlassen und meine Eulalia durch Eifersucht quälen werde? Genug, ich bin von ihrer Tugend überzeugt, und wer daran zweifelt, der riskirt, daß ich ihm die blanke Klinge unter die Nase halte.“

„O gehe Sie doch mit Ihre Prahlerei“, rief Herr Stanislaus Schnapinsky, mit beiden Backen kauend; „so etwas müsse Sie nicht sag zu eine alte Soldat von die aufgelöst polnische Armee! Merke Sie sich, daß ich hab niedergehaun mit eigene Hand mehr als zwei hundert Feind! Bah! Wisse Sie was? So wie ich verzehr jetzt dies Stück Fleisch von die Kalb, würde ich Sie spieß auf die Spitz von meine Schwert wie eine gebratne Lerch!“

„Was, Sie altes Heupferd“, schrie jetzt der Amtmann, „was, Sie wollen mich wie eine Lerche aufspießen? Dazu bin ich also gut, Ihre faulen Wechsel unterzubringen, und aus Dankbarkeit dafür wollen Sie mich mit Haut und Haar aufessen? Na, warten Sie nur, ich werde Ihnen Ihre Aufschneidereien schon anstreichen; vor die Pistole sollen Sie mir, und dann wollen wir

doch einmal sehen, ob ich in Ihr altes Fell nicht ein Loch bohre, welches groß genug ist, um alle Lügen durchzulassen, die Sie altes Bierfaß mit sich herumtragen."

Mir fing die Sache an Spaß zu machen, und da ich wußte, daß es dem edlen Herrn Stanislaus ebenso sehr wie dem Amtmann an Courage mangelte, so beschloß ich, diese ergötzliche Scene noch etwas weiter auszuspinnen.

„Meine Herren", sagte ich, „die Sache ist nun so weit gediehen, daß Ihr Streit blos noch mit den Waffen in der Hand ausgeglichen zu werden vermag. Sie, Kapitän, können unmöglich den Schimpf auf sich sitzen lassen, daß man Sie zu einem Heupferde degradirt und mit einem alten Bierfaß vergleicht, und Sie, Herr Knöller, werden es gewiß nicht zugeben, daß man Sie wie eine gebratene Lerche verspeist, zumal Ihre Eulalia Ihrer gewiß noch sehr bedarf."

„Freilich", antwortete dieser, „sie würde meinen Verlust gewiß tief betrauern, besonders wenn sie mich im Magen dieses Wütherichs wüßte, aber ich bin nicht der Mann, welcher eine Beleidigung ruhig einsteckt, das heißt — vorausgesetzt nämlich — nun, jedenfalls muß mir der Kapitän glänzende Genugthuung geben."

„Nun", rief der letztere und zog seinen struppigen Schnurrbart in die Höhe, „betrachte Sie mich und

sage Sie, ob ich aussehe wie einer, der nicht hat Courag? Ja, bei Gott" — hierbei schlug er sich vor die Brust — „ist Kind des Todes Jeder, der sich mir stellt gegenüber! Wenn aber kann beigelegt werden Streit auf ehrenvoll Weis — das heißt — na, sollt mir thun leid —"

„Sie bitten mich also um Verzeihung?" rief Herr Isidor Knöller, der diese letzten Worte begierig auffaßte. „Nun gut, ich gehe auf eine Versöhnung ein, ich vergebe Ihnen, Kapitän, und zudem Ihre Wechsel — es mag also drum sein, hier haben Sie meine Hand, schlagen Sie ein, die Sache ist abgemacht und wir bleiben die alten Freunde!"

Wie auf Commando stürzten sich die beiden Herren in die Arme und der Kapitän fuhr sich, zum Zeichen der Rührung, mit seinem Rockärmel heuchlerisch über die Augen.

„Alle Respect", rief er, „ist Ehrenmann von Kopf bis zu Zeh diese klein Amtmann! Hat Courag wie eine Löw, muß ich sagen, bei meine Ehr!"

„Das will ich meinen", rief Herr Isidor, indem er mit zurückgeworfenem Kopf stolz in der Stube auf und ab schritt. „O, in dem Punkte versteh' ich keinen Spaß, und wenn ich losbrenne, treffe ich auf dreißig Schritte ein Kartenblatt."

„Jetzt machen Sie aber auch, daß Sie meine Wech-

sel unterbringen", sagte Herr Stanislaus Schnapinsky, „denn, bei Gott, sehe Sie hier —" und er drehte seine Taschen um und machte dabei ein äußerst betrübtes Gesicht.

„Keinen rothen Heller würden Sie dafür erhalten, wenn mein Accept nicht darauf stünde", rief der kleine Amtmann, sich in die Brust werfend; „denn ungeachtet mein Alter ein schäbiger Filz ist, der nicht verdient, daß Gott ihm einen solchen Sohn geschenkt hat, so wird das Geschäft doch mit ungeschwächten Fonds fortgesetzt. Ich sage Ihnen, Baron, Credit ist mir lieber als Geld, und den alten Geizhals muß ja doch endlich einmal der Geier holen. Uebrigens", fuhr er fort, „bin ich jetzt auch einigermaßen dahinter gekommen, wie es mit unserm Bekannten, dem Herrn von Graufell steht.

„In Betreff der Lehnsgüter?" fragte ich.

„Ist alles Schwindel", erwiderte der Amtmann mit einer entsprechenden Geberde; „die Güter gehören einem Oheim von ihm und er selbst hat nichts weiter als eine kleine Rente von ein paar hundert Thalern."

„Ah bah", rief der Kapitän, „hab ich schon längst gewußt, daß mit diese Baron nichts weiter ist als eitler Wind."

„Weil Sie ihn anzuzapfen versucht haben", be-

merkte Herr Knöller; „aber nicht wahr, der Versuch ist mißglückt?“

„Anzuzapfe?“ brummte Herr Stanislaus Schnapinsky und warf dem kleinen Amtmann einen zürnenden Blick zu. „Wenn ich nehm in Anspruch die Gefälligkeit von eine Freund, stell ich ein andermal gleichfalls zur Disposition meine Börs.

„Nun gut“, bemerkte Herr Isidor; „wie lief denn das Geschäft ab?“

Ist faul Sach! Hat mich vertröst, bis wieder eintreffen werd seine Rent!“

„Das wird wohl ungefähr so sein wie mit Ihren Renten aus Wolkenkukuksheim“, sagte der Amtmann. „Letzthin ist er mir im Whist auch zwei Thaler schuldig geblieben und gestern in der Dämmerung sah ich ihn mit einem großen Paquet durch die Straßen laufen.“

„Will ich wetten eins gegen hundert, wenn er nicht hat versetzt seine Pelz“, rief der Kapitän. „Hat mich gefragt, wo sein zu finden Pfandleiher, und habe ich ihn verwiesen zu alte Moses Hersch.“

„Ja“, fügte Herr Knöller hinzu, „und neulich, als er auszog, begegnete ich ihm auf der Straße. Ein Mensch folgte ihm mit einem Mantelsack unter dem Arm und mit einer Hutschachtel in der Hand. Als er mich erblickte, machte er lange Schritte und suchte im Gedränge zu

verschwinden. Aber ich bin klug und weise und mich betrügt man nicht, und so hatte ich ihn bald eingeholt, hielt ihn am Rockschoß fest und rief: Vous êtes trahu, mon chèr Baron!"

„Auch mit seine goldne Uhr scheint mir sehr verdächtig", fügte der Kapitän hinzu. „Ich frage Sie, meine Herrn, wie ist glaublich, zu lassen seine Uhr ein ganz Jahr bei die Uhrmacher zur Reparatur?"

Ich hörte diesen Enthüllungen stillschweigend zu, ohne mich in das Gespräch besonders zu mischen, konnte mich aber im Stillen nicht der Bemerkung enthalten, daß hierdurch das Urtheil, welches ich über diesen Herrn schon längst gehegt hatte, bestätigt wurde. Nach den Lebensansichten, die ich mir gebildet hatte, gab ich im Allgemeinen sehr wenig auf Reichthum, obgleich ich Jedem das Glück gönnte, sich durch den Besitz ausreichender Mittel vor vielen Tausenden seiner Mitmenschen eine behagliche und sorgenfreie Existenz begründen zu können. Aber einen Vorzug oder einen höhern Werth für den Einzelnen habe ich darin nie finden können, im Gegentheil, mir sind immer diejenigen lieber gewesen, welche in sich selbst die Mittel suchten und fanden, durch eigenen Fleiß und Thätigkeit ehrenvoll durch die Welt zu kommen. Desto höher schlug ich aber Offenheit und Wahrheit in dem Charakter eines Menschen an, und

Beides hatte ich bisher an dem Herrn von Graufell vermißt. In seinem Wesen lag stets etwas Schleichendes und Verstecktes, und schon die Art und Weise, wie er bei Begrüßungen seine Hand reichte, charakterisirte seine Persönlichkeit, denn es war kein offener redlicher Druck, der aus dem Herzen kam, sondern es war eine leise, kaum fühlbare Berührung voll Eiseskälte, die ein unheimliches Gefühl erzeugte.

Noch eine andere Erfahrung hatte ich Gelegenheit, während meiner Krankheit zu machen. Ich erwartete mit Recht, daß Wanda, der ich doch bereits halb mein Herz enthüllt hatte, sich vorzugsweise veranlaßt fühlen würde, ihre Theilnahme gegen mich an den Tag zu legen. Sie hätte so vielfach Gelegenheit gehabt, diese zu erkennen zu geben, und selbst einige warme, von Mitgefühl zeugende Worte, die sie mir durch ihren Vater überbringen lassen konnte, würden mir schon wohl gethan und mich noch mehr zu ihr hingezogen haben. Statt dessen hörte ich, daß sie nur ganz oberflächlich ihr Bedauern über den Unfall, der mich betroffen, ausgesprochen und hinzugefügt hatte, es sei ihr dies sehr unangenehm, weil sie gehofft habe, vor Eintritt der spätern Jahreszeit noch einige Partien aufs Land zu machen, und weil dies nun wohl vereitelt werden würde. Natürlich erweckte dies bei mir Bitterkeit, weil ich erkannte, daß

sie nicht blos eine Egoistin, sondern auch eine kalte, herzlose Person sei, allein dennoch hatte ich nicht die Kraft, ihr wirklich ernstlich zu zürnen, denn die Leidenschaft fesselte mich an sie, und wie es in solchen Fällen meist immer geht, die Vernunftgründe mußten vor dieser zurücktreten.

Dagegen zeigte sich Marie, die Tochter meiner Wirthin, in einem ganz andern Lichte. Die Leser wissen bereits, daß dieses junge Mädchen mit ihrem feingerötheten Gesicht, mit ihren muntern, stets lachenden Augen, mit ihrem vollen schlanken Körper eine ganz angenehme Erscheinung war, die wohl die Eigenschaften besaß, einem jungen Mann in meinem Alter und von einem so lebhaften Temperament Liebe einzuflößen. Glücklicherweise war die Mutter verständig genug, einem längern Alleinsein Mariens mit mir thunlichst vorzubeugen, und auch ihr Verlobter, der dicke, ungeschlachte Eleve von der Thierarzneischule, ließ sie so wenig wie möglich aus den Augen.

Nun war meine Wunde augenblicklich mehr wie sonst die Veranlassung, daß Marie mit mir in nähere Berührung kam. Ich hatte bald diese, bald jene Hülfsleistung nöthig, bei denen eine weibliche Hand fast unentbehrlich ist und die um so angenehmer erscheinen, wenn diese Hand einem jungen blühenden Mädchen gehört. Ich

hatte auch bemerkt, daß Marie mitunter leise zitterte, wenn sie mir den Verband anlegte, und daß sie erröthete, wenn ich mich etwas tief zu ihr niederbeugte und der frische Hauch ihres Mundes mich berührte.

„Marie", sagte ich eines Tags, „wissen Sie auch, daß Ihr Fritz alle Ursache hat, auf Ihren Besitz stolz zu sein?"

„Das ist wieder so einer von Ihren Scherzen", erwiderte sie lachend, wobei sich aber doch ihre frischen Wangen stärker färbten.

„Nein, wahrhaftig, ich spreche im vollen Ernst, ich habe ihn sogar schon manchmal beneidet."

„Sie, ein so vornehmer junger Herr, würden auf ein so einfaches Mädchen, wie ich bin, herabblicken?" Und sie erhob schelmisch ihre muntern, lachenden Augen zu mir.

„Nun, Schönheit und Liebenswürdigkeit adeln jede Frau", antwortete ich. „Ihr Geschlecht hat vor dem unsern den Vorzug voraus, daß man nicht nach Stand und Geburt fragt."

„Ich habe auch schon darüber viel in den Büchern gelesen, aber ich sollte es nicht glauben, sagt die Mutter; das reimten die Bücherschreiber sich nur zusammen und im wirklichen Leben wäre es ganz anders."

„Sie beschäftigen sich also auch mit Lectüre?"

„Ei freilich, ich bin ja drüben beim Leihbibliothekar

abonnirt, und jetzt eben habe ich einen sechsbändigen Roman; da ist auch ein armes Mädchen wie ich, in das sich ein junger Graf verliebt, und zuletzt gehen sie mit einander heimlich fort. Manchmal muß ich vor Rührung weinen, kann dann nicht aufhören und lese oft heimlich die halbe Nacht."

„Ihr Fritz liest Ihnen wohl häufig vor?" fragte ich.

„Wo denken Sie hin", entgegnete sie mit einer etwas wegwerfenden Geberde; „der beschäftigt sich nur mit seinen Pferden und Ochsen. Letzthin habe ich ihm einmal etwas vorgelesen, aber es dauerte kaum eine halbe Stunde, so schlief er ein, und gerade als ich an die schönste Stelle kam, fing er an laut zu schnarchen."

„Nun, das gereicht Ihrem Liebhaber eben nicht zur Empfehlung", sagte ich lachend; „ich zum Beispiel würde Ihnen stundenlang zuhören, ohne müde zu werden."

„Das ist wieder so eine Schmeichelei, die Sie mir sagen wollen", entgegnete Marie. „Ich möchte die Probe nicht machen, denn am Ende erlebte ich es doch, daß Sie ebenfalls einschliefen."

„Nein, gewiß nicht. Ich würde immer in Ihre schönen Augen blicken. Glauben Sie wohl, daß mir dann die Zeit lang werden könnte?"

„Ach gehen Sie doch! Nun sehe ich Sie gewiß nicht wieder an."

„Aber Ihre Hand können Sie mir geben.“ Und ich ergriff die kleine weiche Hand des jungen Mädchens, welches mir dieselbe nach einigem Sträuben überließ.

„Marie“, fragte ich, „könnten Sie mir wohl etwas gut sein?“

„Wozu möchte das wohl nützen“, antwortete sie, schlug aber dabei tief erröthend die Augen zu Boden.

„Nun, hierauf kann ich Ihnen wirklich in diesem Augenblick keine bestimmte Antwort ertheilen. Aber soviel weiß ich, daß ich Sie recht herzlich lieb habe, und es würde mich freuen, wenn ich ein gleiches Geständniß von Ihnen erhielte.“

„Nein, nein, ich will nichts wissen“, rief die hübsche Brünette und hielt sich kokett die Ohren zu.

„Ich möchte Ihnen so gern einmal eine kleine Freude machen.“

„Ich verdanke Ihnen ja schon so manches hübsche Geschenk.“

„Das war nur eine kleine Anerkennung für die Aufmerksamkeit, mit welcher Sie mich bedienen. Aber ich möchte so gern gelegentlich einige Stunden in Ihrer Gesellschaft zubringen. Hätten Sie nicht Lust, mit mir einmal das Theater oder den schönen Volksgarten draußen vor dem Thor zu besuchen, von dem alle Welt ent-

zückt ist und wo man des Abends beim Klange der Musik so angenehm im Freien speist?"

„Wo denken Sie hin!" antwortete Marie. „Wenn ich mich Ihnen auch anvertrauen wollte, so läßt mich meine Mutter doch keinen Augenblick aus den Augen, und mein Fritz ist so eifersüchtig wie ein Türke."

„Nun, das überlassen Sie mir, diese Hindernisse zu beseitigen. Zunächst versprechen Sie mir, daß Sie nicht nein sagen wollen, wenn sich die Gelegenheit zu einem solchen Ausfluge darbietet."

„Ich habe noch nie einem derartigen Vergnügen beigewohnt", antwortete Marie, die nur noch mit Mühe gegen eine solche Verlockung ankämpfte; „meine Mutter sagt, für uns einfache Leute passe das nicht, und mit meinem Fritz —"

„Nun?"

„Ich will es Ihnen nur sagen, er ist mir etwas gar zu plump und ungeschickt; in einer Gesellschaft kennt man ihn gleich heraus, und das genirt mich."

„Das spricht für Ihr Anstandsgefühl und für Ihren guten Geschmack. Nun, Sie versprechen also, meine Einladung anzunehmen?"

„Wir wollen sehen."

„Nein, mit einer so unbestimmten Erklärung begnüge ich mich nicht. Also ja oder nein?"

„Nun ja; indessen wenn es herauskommt, kann ich mich auf etwas Schlimmes gefaßt machen.“

„Ueberlassen Sie mir nur die Sorge, daß dies nicht geschieht. Aber Sie müssen mir auch ein Pfand dafür geben, daß Sie Wort halten.“

„Ein Pfand?“

„Ja; ich gebe Ihnen dasselbe zurück, wenn wir so recht gemüthlich in einer der hübschen Lauben im Volksgarten Platz genommen haben.“

„Nun, worin soll denn dasselbe bestehen?“

„In einem Kuß von Ihren schönen frischen Lippen“, rief ich, und ehe die niedliche Brünette sich noch besinnen konnte, hatte ich bereits das Attentat vollbracht.

Sie wollte erschrocken aufschreien, aber in diesem Augenblick ertönte die Stimme ihrer Mutter und ein schmollender Blick, den jedoch das Lächeln ihres Mundes Lügen strafte, war die stumme Antwort für die kühne That.

In der nächsten Minute war sie verschwunden, aber nicht ohne vorher ihr Antlitz nochmals aufmunternd und verzeihend mir zugewendet zu haben.

Die Leser sehen, daß ich mich auf dem besten Wege befand, meiner Flatterhaftigkeit die Zügel schießen zu lassen, und daß ich wenig Anlage dazu besaß, ein Kar-

thäuser zu werden. Wanda zog mich an, und der Umstand, daß sie eine talentvolle Künstlerin war, fesselte mich noch mehr an sie; Marie, ohne jede Prätension, in ihrer Einfachheit und Natürlichkeit, übte ebenfalls ihre Anziehungskraft auf mich aus, und selbst der Gattin des Herrn Isidor Knöller hatte ich in toleranter Weise ihre Emancipationsgelüste verziehen. Freilich tauchte in ruhigen Stunden auch ein anderes Bild auf, und ich begann dann, mir über mein Thun und Treiben Rechenschaft abzulegen, ohne dabei jedoch zu einem bestimmten Resultate zu gelangen. Dieses Bild war kein anderes als das Camilla's, wobei ich mir freilich sagen mußte, daß die weiblichen Bekanntschaften, welche ich bisher gemacht hatte, keinen Vergleich mit ihr aushalten konnten. Ich würde es auch nicht gewagt haben, in dieser Beziehung eine Parallele zu ziehen, denn meine Jugendfreundin war eine in jeder Beziehung fein erzogene Dame, welcher das Bewußtsein ihres sittlichen Werths innewohnte und die solches auch durch einen gewissen Ernst, der sich stets in ihrem Wesen zeigte, zur Schau trug. Camilla besaß unstreitig ein reiches und tiefes Gemüth und an ihrer Zuneigung zu mir konnte ich gewiß nicht zweifeln, allein die Ruhe, mit welcher sie scheinbar mir stets entgegentrat, verletzte mich in meiner Eitelkeit; ich hielt das für Stolz, was doch wohl nur in dem Innersten ihrer

reinen weiblichen Natur begründet war, und ich glaubte da die Neigung zu einer Oberherrschaft über mich zu bemerken, wo mein eigenes Verhalten doch wohl meist die Ursache war, daß sie mitunter eine gewisse Schärfe gegen mich blicken ließ und ihr gewiß schönes und edles Herz sich nicht so offen gegen mich zeigte, wie ich es verlangen zu können meinte. Kurz und gut, es bestand ein Widerstreit in meinen Gefühlen zu Camilla, der mich heute zu ihr hinzog und mich morgen wieder von ihr entfernte und mir nicht gestattete, über die eigentlichen Empfindungen meines Herzens zur Klarheit zu gelangen.

Daß ich Herrn von Löben für seine Aeußerungen, durch welche sie mit compromittirt worden war, zur Rechenschaft gezogen hatte, betrachtete ich natürlich nur als eine Pflicht, die sie von mir fordern und erwarten durfte; ich hätte es aber jetzt am liebsten vermieden, sie von dem Ausgang dieses Ehrenhandels in Kenntniß zu setzen, damit sie nicht glaube, ich lege irgend einen Werth auf eine Wunde, die ich theilweise mit für sie empfangen hatte. Ich sah aber bald ein, daß ein solches Verheimlichen gar nicht möglich sein würde, denn erstens war vorauszusehen, daß in den gesellschaftlichen Kreisen, in denen auch meine Mutter bekannt war, diese Angelegenheit eifrig besprochen werden würde, und zweitens hätte gewiß auch bei der Zeit, welche die Heilung mei-

ner Wunde erforderte, mein längeres Wegbleiben vom Gute Befremdung und Nachfrage hervorgerufen. Auf meinen Wunsch hatte sich daher Hellbach dorthin begeben, um durch eine ruhige Darlegung des Sachverhalts jeder Uebertreibung Zweiter oder Dritter vorzubeugen und übertriebene Besorgnisse zu zerstreuen, die sich, wie ich voraussah, gewiß geltend machen würden. Ich stand am Fenster und harrte seiner Zurückkunft, als ich den Wagen meiner Mutter vor dem Hause, in welchem ich wohnte, anhalten sah. Ihr Blick traf mich mit jener engelsmilden Güte, welche ihre ganze zärtliche Liebe zu mir ausdrückte, und auch an Camilla glaubte ich etwas zu bemerken, was mit ihrer sonstigen Ruhe und Gelassenheit nicht übereinstimmte. In der nächsten Minute hielten mich die mütterlichen Arme umschlungen, und auch meine Jugendgespielin drückte mir mit Innigkeit die Hand, als ich ihr dieselbe reichte, und belohnte mich durch einen Blick, welcher mich für die Schmerzen, die ich empfand, vollkommen entschädigte. In diesem Augenblick ließ sie nur ihr Herz reden, das sah man ihr an, und Rührung und die innigste Theilnahme machten sich allein geltend. Auch jetzt trat noch ein gewisser Ernst, der sie nie ganz verließ, bei ihr hervor, aber dieser Ernst war so mild, so rührend, so anziehend, daß ich mich dem Zauber dieses Eindrucks nicht zu entziehen vermochte und plötzlich wieder

den vollen Einfluß empfand, welchen ihre Erscheinung und ihr Wesen zeitweise auf mich ausübten.

„Du bist verwundet?“ sagte meine Mutter, und ihr Blick richtete sich mit ängstlicher Sorge auf meine Hand, welche in der Binde ruhte.

„Die Sache ist von gar keiner Bedeutung“, antwortete ich; „sie ist mir nur insofern langweilig, als ich auf einige Zeit das Zimmer hüten muß.“

„Aber immerhin hätte es schlimmer ausfallen können“, entgegnete in ihrer zärtlichen Besorgniß meine Mutter, „und dieser Mensch ist es wirklich nicht werth, daß Du eine solche Verletzung davontrugst.“

„Du leidest für mich mit“, bemerkte hier Camilla, indem sich ihr Blick voll dankbarer Rührung auf mich heftete. „Ich werde Dir das nie vergessen, daß Du dich meiner so annahmst, und im Stillen habe ich mir schon recht viele Vorwürfe darüber gemacht, daß ich Dir vielleicht mitunter Ursache gegeben habe, Dich über mich zu beklagen.“

„Ich verstehe diese Selbstanklage nicht“, sagte ich lächelnd.

„Nun, Du weißt wohl, ich bin mitunter etwas eigensinnig und das Nachgeben fällt mir dann schwer. Ich fasse vielleicht auch manche Dinge zu scharf auf, aber glaube mir, daß es mein eifrigster Wunsch ist, Dich

zufrieden zu wissen und eine möglichste Uebereinstimmung unserer Gedanken und Empfindungen herbeizuführen."

Camilla hatte diese letzten Worte mit niedergeschlagenen Augen gesprochen, indem sie dabei leise erröthete. Ihr Herz mochte ihr sagen, daß sie ihre Gefühle in diesem Augenblick mehr verrathen hatte, als ihre Zurückhaltung und vielleicht auch ihr Stolz ihr dies sonst gestatteten. Ich begriff dies sehr wohl, und obgleich die Worte, welche eben von ihren Lippen geflossen waren, meine Eitelkeit befriedigten und mir einen Triumph bereiteten, so war ich doch natürlich zartfühlend und bescheiden genug, diese Aeußerungen, welche ihr in einem Moment tiefer Bewegung entschlüpften, nicht zu mißbrauchen.

„Du bist stets gütig und nachsichtig", erwiderte ich, „und jetzt eben hast Du mich durch Deine Großmuth in recht beschämender Weise an meine Fehler erinnert. Uebrigens weißt Du, wie hoch ich Dich schätze, und auch ich lege einen hohen Werth darauf und hege den lebhaften Wunsch, daß stets zwischen uns ein recht harmonisches Verhältniß bestehen möge."

Es waren diese Worte mit wirklicher Wärme von mir gesprochen worden, denn augenblicklich fühlte ich mich vollständig mit Camilla ausgesöhnt und erblickte in ihr wieder die mit so vielen Tugenden ausgestattete und mit so mannichfachen äußern Reizen geschmückte junge

Dame. Camilla mochte dies mit ihrem feinen weiblichen Instinkt wohl auch herausfinden, denn Zufriedenheit und Ruhe gaben sich in ihrem Gesicht kund, und mir schien es, als wenn ihr Blick mit erneutem Vertrauen dem meinigen begegnete.

„Findest Du hier auch die nöthige Pflege, lieber Alfred?“ fragte meine Mutter in ihrer Besorgtheit.

„Beunruhige Dich nicht, es mangelt mir an nichts; die Leute, bei denen ich wohne, lassen es in keiner Weise an Aufmerksamkeit fehlen.“

„Mich dünkt, ich hätte gehört, daß es eine Wittwe mit ihrer Tochter sei?“ fragte Camilla scheinbar unbefangen.

„Ja“, antwortete ich, „und diese Tochter ist ein ganz niedliches Mädchen, dem man wirklich gut sein muß.“

„Nun, Du scheinst ja sehr für sie eingenommen zu sein“, warf Camilla in ziemlich kaltem Tone hin.

„Warum sollte ich denn das nicht?“ bemerkte ich etwas pikirt. „Sie zeigt große Anhänglichkeit an mich und ist wirklich eine ganz angenehme Erscheinung.“

Camilla warf etwas verächtlich die Lippen empor und der strenge Zug in ihrem Gesicht trat wieder hervor. Ohne ein Wort zu erwidern, stand sie auf und ging ans Fenster.

Dies reizte mich. Der innere Widerspruch zwischen

mir und ihr trat von neuem hervor, und der Wunsch, ihr zu zeigen, daß ich in keiner Weise willens sei, mich von ihr beeinflussen zu lassen, machte sich geltend.

Ich trat an den Klingelzug und setzte denselben ziemlich heftig in Bewegung.

„Was willst Du thun, lieber Alfred?“ fragte meine Mutter.

„Ich will Euch nur die Tochter meiner Wirthin vorstellen. Camilla scheint sich besonders für dieselbe zu interessiren.“

„Du befindest Dich vollständig im Irrthum“, antwortete dieselbe wegwerfend. „Ich wüßte nicht, welches Interesse dieses Mädchen für mich haben könnte.“

Ich wollte schon eine etwas stark betonte Antwort geben, denn ich habe nie dieses Naserümpfen gegen Personen, die der Zufall etwas niedriger wie uns gestellt hat, leiden können, als in diesem Augenblick Marie eintrat.

Sie erröthete, als sie die beiden Damen erblickte, und machte eine schüchterne, fast demüthige Verbeugung.

„Was steht zu Ihren Diensten?“ sagte sie ziemlich verwirrt, während verstohlen sich ihr Blick Camilla zuwendete.

„Dies ist meine Mutter“, sagte ich, auf diese zeigend; „sie wünschte Sie kennen zu lernen, denn ich habe ihr

erzählt, mit welcher Sorgfalt ich von Ihnen gepflegt werde."

„Ja, mein Kind", fiel meine Mutter ein, „ich bin Ihnen hierfür großen Dank schuldig und hoffe, Sie werden mir gestatten, daß ich Ihnen bei unserm nächsten Wiedersehen eine kleine Freude bereite."

Das entsprach so ganz dem freundlichen Herzen dieser edlen Frau, und auch Marie schien sichtbar überrascht von solcher Freundlichkeit zu sein.

„Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan", sagte sie bescheiden, „und übrigens, an wen anders hätte sich der junge Herr auch zunächst wenden sollen, als an mich? Aber ich denke, nun wird er bald wiederhergestellt sein, und bis dies der Fall ist, soll es ihm von meiner Seite gewiß nicht an Pflege fehlen."

„Diese Dame müssen Sie auch kennen", fuhr ich zu Marien gewendet fort, wobei ich auf Camilla zeigte, „wenigstens habe ich oft genug von ihr zu Ihnen gesprochen."

„Ich bin Dir dafür sehr dankbar, daß Du meiner in Deinen Gesprächen mit diesem jungen Mädchen erwähnt hast", sagte meine Jugendgespielin mit kalter Zurückhaltung, indem dabei ein ironisches Lächeln ihren Mund umspielte.

„Du erlaubst wohl, daß sich Marie jetzt wieder entfernt?" fragte ich, zu meiner Mutter gewendet.

„Gehen Sie, mein Kind. Es hat mich gefreut, Sie kennen gelernt zu haben.“

Als wir uns wieder allein befanden, sagte ich zu Camilla: „Es wäre mir angenehm gewesen, wenn Du auch einige freundliche Worte an Marie gerichtet hättest. Verdient hat sie dies gewiß, und ich begreife nicht, warum Du eine solche Zurückhaltung gegen sie an den Tag legtest.“

„Ich hätte eine Zurückhaltung an den Tag gelegt? Nun, ich wüßte wahrhaftig nicht, inwiefern dies der Fall gewesen wäre. Welches Interesse hat dieses junge Mädchen für mich, daß ich bestimmt werden könnte, irgend eine Zurückhaltung gegen dasselbe zu beobachten?“

„Nun, laß uns darüber nicht streiten“, antwortete ich. „Du bist Herrin Deiner Handlungen, Du wirst es aber ebenso natürlich finden, wenn ich dieses Recht gleichfalls für mich in Anspruch nehme.“

Eine tiefe Röthe bedeckte Camilla's Wangen und sie schien gewaltsam eine heftige Antwort niederzukämpfen.

„Ich habe mich noch nicht zur Richterin Deiner Handlungen aufgeworfen“, sagte sie so ruhig wie möglich, „und ich glaube auch nicht, daß Dein Charakter dazu geeignet wäre, Dir irgendwie Vorschriften machen zu lassen.“

„Kinder", rief meine Mutter, „ich verstehe diese gegenseitigen Herausforderungen nicht. Jedenfalls bist Du zu heftig, lieber Alfred, und bedenkst nicht, daß Du durch Deine harten Worte das Herz Camilla's tief verwundest."

Wirklich hatten sich die schönen, von langen Wimpern umschatteten Augen Camilla's plötzlich verdunkelt, und ich bemerkte, daß sie ihre ganze Willenskraft anwenden mußte, um mir ihre innere Erregtheit zu verbergen.

„Nun", sagte ich hierdurch besänftigt, „es lag nicht in meiner Absicht, Dir wehe zu thun. Reiche mir Deine Hand, und habe ich Dich in irgend einer Weise verletzt, so sei großmüthig und verzeihe."

„Wenn Du nur Lust hättest, mich ganz zu verstehen, so würde Manches anders sein", antwortete sie mit einem halb wehmüthigen, halb versöhnenden Lächeln, indem sie ihre Rechte in die meinige legte.

„Nun, ich werde mir Mühe geben, auch hierin vollkommen zu werden."

„Mache nur zunächst, daß Du wieder gesund wirst", sagte meine Mutter, indem sie Hut und Shawl ergriff.

„Da ich Euch nicht begleiten kann", bemerkte ich, „so wird Hellbach heute meinen Platz vertreten."

„Er ist ein sehr feingebildeter junger Mann, der

gleich beim ersten Auftreten einen sehr vortheilhaften Eindruck macht“, bemerkte meine Mama.

„Und welches Urtheil fällst Du über ihn?“ fragte ich Camilla.

„Ich kann dem nur beipflichten“, antwortete sie mit einer gewissen Vorsichtigkeit. „Ich müßte die Unwahrheit sagen, wenn ich anders sprechen wollte. Sein Auftreten ist ebenso bescheiden wie taktvoll, und ich glaube, er hat ein reiches, für das Schöne empfängliches Gemüth.“

„Letzteres kann ich Dir verbürgen“, rief ich scherzend, „denn ich weiß ganz bestimmt, daß er Dich tief verehrt und daß ihm an Deiner guten Meinung sehr viel gelegen ist.“

Sie erröthete leise, als ich diese Bemerkung machte, und statt mir eine Antwort zu geben, fragte sie meine Mutter, ob es nicht Zeit sei, daß sie sich von mir verabschiedeten, da sie noch verschiedene Einkäufe zu machen hätten.

„Allerdings“, erwiderte diese, „müssen wir uns beeilen, denn wir wollen ja bis vier Uhr wieder zu Hause sein.“

„Nun“, sagte ich, die Damen bis an die Treppe begleitend, „sobald ich gesund bin, kannst Du Dich auf meinen Besuch gefaßt machen. Ich habe die Absicht,

einige meiner Freunde mitzubringen, und es wird Dir dann Gelegenheit werden, Dich von ihrer Originalität mit eigenen Augen zu überzeugen."

„Damit wirst Du mir ein besonderes Vergnügen bereiten", antwortete meine Mutter, „denn nach den Skizzen, die Du mir entworfen hast, bin ich in der That sehr neugierig, diese Herren persönlich kennen zu lernen."

Als ich auf mein Zimmer zurückgekehrt war, recapitulirte ich noch einmal die Unterhaltung, welche ich mit Camilla geführt hatte.

„Es ist sonderbar", murmelte ich; „obgleich ich nicht in Abrede stellen kann, daß ihr Wesen mich fesselt und anzieht, und daß mein Herz dem Zauber nicht zu widerstehen vermag, den sie um sich verbreitet, so ist doch ein innerer Widerspruch zwischen unsern beiden Naturen vorhanden, den ich mir nicht zu enträthseln vermag. Vielleicht ist der Charakter Camilla's zu entschieden ausgeprägt, und bei aller Erhabenheit der Gesinnung fehlt ihr doch jene weiche Biegsamkeit, um meinem Trotze sich unterzuordnen und durch ein mildes Nachgeben eben diese bestehenden Gegensätze zu versöhnen. Nun, jedenfalls", so philosophirte ich weiter und pfiff mir dabei ein Liedchen, „habe ich noch volle Zeit, über das Verhältniß zwischen mir und Camilla weiter

nachzudenken. Kommt Zeit, kommt Rath; vorläufig fühle ich noch nicht die geringste Neigung, mir in meiner jetzigen Lebensweise irgend einen Zwang anzuthun, und ich sehe nicht ein, warum sich meine Gedanken nicht ebenso gut mitunter mit Wanda oder mit der kleinen, in ihrer Natürlichkeit so anziehenden Marie beschäftigen sollten."

Bei dieser für meine Solidität eben nicht sehr sprechenden Betrachtung war ich eben angekommen, als leise an meine Thür geklopft wurde.

„Nun, das klingt ja gerade, als wenn das böse Gewissen sich anmeldete", murmelte ich und richtete mich, nachdem ich das übliche Herein! gerufen hatte, erwartungsvoll empor.

„Ich komme, um mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen", sagte Herr von Graufell, indem er, sein gewöhnliches heuchlerisches Lächeln auf den Lippen, mit gekrümmtem Rücken in duckmäuserischer Manier ins Zimmer schlüpfte.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für diese Aufmerksamkeit", antwortete ich und reichte ihm meine Rechte, aber ein unbehagliches Gefühl beschlich mich, als ich in dieses grinsende, in den Schein falscher Freundlichkeit gehüllte Gesicht blickte und statt des aufrichtigen kräftigen Drucks seiner Hand die leise, schlangenartige Berührung seiner kalten Finger fühlte.

„Ich hätte Ihnen schon früher meinen Besuch abgestattet“, fuhr Herr von Graufell fort, „wenn ich nicht in der letzten Zeit durch überhäufte Geschäfte in Anspruch genommen worden wäre.“

Diese Bemerkung war für mich eine ganz neue. Bisher hatte ich nur gewußt, daß dieser Herr seine Zeit damit hinbrachte, auf der Straße herumzuschlendern, zum Fenster hinauszusehen und die Gastfreundschaft seiner Bekannten in Anspruch zu nehmen, wobei er stets einen sehr gesunden Appetit mitbrachte. Da mir indessen seine Aufschneidereien hinlänglich bekannt waren und es mir überdies Vergnügen machte, über die Prahlereien dieses Menschen im Stillen lachen zu können, so ging ich auf seine Aeußerung scheinbar ein und erwiderte, indem ich ihm den Cigarrenkasten zuschob:

„Sie sind also in der jüngsten Zeit sehr mit Geschäften überhäuft gewesen, Herr Baron?“

„Ja. Nun, Sie können wohl denken, bei meinen umfangreichen Gütern habe ich eine große Anzahl von Rechnungen zu prüfen und eine sehr ausgedehnte Correspondenz zu führen, zumal jetzt, wo die Ernte vorüber ist.“

„Es wundert mich nur, daß Sie die Bewirthschaftung Ihrer umfangreichen Besitzungen so ganz Ihren Leuten überlassen. Sie halten sich ja nun schon fast ein Jahr hier in der Stadt auf und besonders zur Zeit der

Ernte pflegt doch in der Regel jeder Grundbesitzer gern selbst auf seinem Territorium anwesend zu sein."

„Das ist nicht nöthig", entgegnete Herr von Graufell, wobei er jedoch etwas verlegen den Blick zu Boden schlug; „auf meinen Gütern herrscht eine so musterhafte Ordnung, daß ich jeden Augenblick im Stande bin, die Treue und Gewissenhaftigkeit meines Dienstpersonals auf das genaueste zu controliren."

„Nun, bei der Einfachheit, mit welcher Sie leben, müssen Sie doch sehr erhebliche Geldüberschüsse erzielen?"

„Das ist allerdings auch der Fall, und ich hatte mir schon längst vorgenommen, Sie deshalb um Rath zu fragen."

„Ich fühle mich durch dieses Vertrauen sehr geschmeichelt. Womit kann ich dienen?"

„Es wäre vielleicht möglich, daß ich bald in den Fall käme, irgendwo einige große Summen anzulegen. Was meinen Sie nun, soll ich dieselben bei der Bank deponiren oder Staatspapiere dafür ankaufen?"

„Lüge Du und der Kukuk!" dachte ich im Stillen, und indem ich mir den Herrn Baron von oben bis unten besah, kam ich gleichzeitig auf den Gedanken, daß er bei der bereits eingetretenen kühlen Witterung zunächst wohl besser thun würde, an einen warmen Winterrock zu denken. Da mir indessen wie gesagt diese Aufschneidereien

zur Kurzweil dienten, so behielt ich mein ernstes Gesicht bei und antwortete:

„Sie haben diese Gelder wahrscheinlich schon baar liegen?“

„Augenblicklich gerade nicht. Man ist immer zu gutherzig. O, Sie glauben nicht, was ich durch meine Gutherzigkeit schon für Verluste gehabt habe.“

„Man hat Sie also hintergangen?“

„Das gerade nicht, aber die Pächter — „Nun, was soll ich machen, wenn diese Leute mir die Ohren voll jammern? Sie haben Weib und Kind, überdies sind sie mir sonst sicher, und so bin ich genöthigt gewesen, ihnen für dieses Jahr den Pacht zu gestunden.“

„Das ist wirklich ein sehr edler Zug von Ihnen.“

„Ich thue, was ich kann, aber das Schlimmste ist, daß ich dadurch augenblicklich selbst in Verlegenheiten gerathen bin.“

Jetzt drang durch dieses Chaos von Lügen für mich ein Lichtstrahl, ich ahnte die Entwicklung und beschloß, dieselbe so schnell wie möglich herbeizuführen.

„Nun“, sagte ich, „einem Manne wie Sie, der so günstig situirt ist, wird es ja gar nicht schwer fallen, sich Credit zu verschaffen.“

„Allerdings wäre es mir eine Kleinigkeit, auf hypothekarische Sicherheit Geld zu erhalten, allein ich will

diese Documente nicht angreifen, da es sich doch eigentlich nur um eine Kleinigkeit handelt, und so habe ich gedacht, es wäre am besten, wenn ich die Gefälligkeit eines Freundes in Anspruch nähme."

Ich warf unwillkürlich einen Blick nach der Cassette, in welcher ich meine Gelder aufbewahrte, und hüllte mich vorläufig voll Resignation in eine Dampfwolke meiner Cigarre.

„Eh, eh", grinste der Baron, dem dieses Schweigen verdächtig vorkommen mochte, „ich befinde mich wirklich in der Lage, bei Ihnen wegen dieser Bagatelle anzufragen. Wird es Ihnen möglich sein, mir auf kurze Zeit fünfzig Thaler zu borgen?"

Ich lebte glücklicherweise in derartigen Verhältnissen, daß mir der Verlust einer solchen Summe nicht empfindlich wurde, und ich erinnerte mich in diesem Augenblick daran, daß ich zur Befriedigung einer bloßen Laune oft weit erheblichere Beträge ausgegeben hatte. Zudem war Herr von Graufell von mir unter die Zahl meiner nähern Bekannten aufgenommen worden, und wenn mich sein Charakter wegen seiner Verstecktheit auch nicht ansprach, so setzte ich doch voraus, daß dieser würdige Nachfolger Münchhausen's dazu beitragen würde, mir noch manche heitere Stunde zu bereiten, und für sein Vergnügen, dachte ich, muß der Mensch

auch etwas anwenden, sobald er die Mittel dazu besitzt.

„Wenn Ihnen mit diesem Betrage gedient ist", sagte ich ohne viele Umschweife, „so bin ich gern bereit, Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen."

„Ich stehe in ähnlichen Fällen ebenfalls zu Diensten", antwortete der Baron dicknäsig, fand es aber doch für gut, auf seinen natürlichen Standpunkt zurückzukehren, als ich ihm mit einem leichten Achselzucken einen entsprechenden Blick zuwarf, und ließ schließlich den Fünfzigthalerschein, welchen ich ihm reichte, mit einem behaglichen Grinsen in seinem dünnleibigen Portemonnaie verschwinden. Aber seine Lügen und Prahlereien konnte er doch nicht lassen, als er das Geld einmal geborgen wußte.

„Ich würde Sie nicht incommodirt haben", sagte er mit der ihm eigenen Vornehmthuerei, „wenn mich der kleine Amtmann nicht im Stich gelassen hätte."

„Wie", rief ich, in ein heiteres Gelächter ausbrechend, „von Herrn Knöller wollten Sie einen Vorschuß haben?"

„Von ihm selbst zwar nicht, aber ich hatte ihm einen Wechsel über zweihundert Thaler gegeben, den er mir unterbringen sollte, natürlich gegen Provision, denn der Amtmann weiß drauf zu laufen, und übrigens kommt es

mir in solchen Fällen auch auf zwanzig oder dreißig Procent nicht an. Indessen ich sage Ihnen, es ist mit dem kleinen Menschen nichts, er hat keinen Credit und ich werde ihm das Papier jetzt ohne weiters wieder abfordern."

In diesem Augenblick klopfte es an der Thür und unmittelbar darauf stand Herr Isidor Knöller uns gegenüber.

„Gut, daß ich Sie hier treffe, Baron", rief er; „ich war bereits in Ihrer Wohnung und habe mir Ihretwegen die Stiefel abgelaufen, aber ich sage Ihnen, Sie sind trahu, und kurz und gut, bleiben Sie mir künftig mit solchen faulen Sachen vom Leibe!"

„He, he", ächzte Herr von Graufell und suchte gleichzeitig seinen Agenten durch ein bedeutsames Augenzwinkern zum Stillschweigen zu veranlassen. Hiermit war ich aber gar nicht einverstanden, denn es machte mir Vergnügen, Herrn von Münchhausen dem Jüngern einmal die Maske vom Gesicht zu ziehen und ihn direct auf seinen Lügen zu attrapiren.

„Von was für faulen Sachen sprechen Sie denn?" fragte ich.

„Ei, denken Sie", erwiderte Herr Isidor, indem er, die rechte Hand in der Rocktasche, mit einer gewissen Wichtigkeit im Zimmer herumhumpelte, „denken Sie

sich, der Baron hier quält mich seit einigen Tagen, ihm auf einen Wechsel Geld zu verschaffen."

„Wobei Ihnen natürlich eine hübsche Provision in Aussicht stand", sagte ich.

„Na, ich hätte wissen mögen, wo die herkommen sollte! Und noch dazu bei einer solchen Lumperei von zwanzig Thalern."

„He, he", schnarrte Herr von Graufell, „das gehört nicht zur Sache. Es kann übrigens möglich sein, daß ich beim Ausstellen des Wechsels eine Null vergessen habe, jedenfalls wollte ich aber zweihundert schreiben."

„Nun, das ist einerlei, aber ich sage Ihnen nur so viel, daß ich künftig derartige Aufträge von Ihnen nicht mehr übernehme. Ich bin wahrhaftig ein guter Kerl, und wenn ich einem Freunde gefällig sein kann, so thue ich es, aber mit solchem faulen Papier, auf welches Niemand einen Heller gibt, bleiben Sie mir künftig vom Leibe."

„Ich muß Sie recht sehr bitten, Ihre Ausdrücke besser zu wählen", rief der Baron, sich in die Brust werfend.

„O, wenn Sie etwa glauben, mich einschüchtern zu können, so sind Sie im Irrthum", schrie der kleine Amtmann, sich herausfordernd auf den Fußspitzen erhebend. „Alle Wetter!" — und er strich sich in martialischer Weise

seinen Schnurrbart — „ich stehe jeden Augenblick zu Diensten und es ist mir ganz gleich, ob Sie die Pistole oder den Degen wählen.“

„Den Gefallen werde ich Ihrem Alten nicht thun und Sie todt schießen“, antwortete Herr von Graufell, indem er stolz den Kopf zurückwarf.

„Na, und ich sage Ihnen, daß ich Ihnen ohne weiteres die Nase abschieße, wenn es zum Duell kommt“, rief der kleine Isidor ergrimmt.

„Meine Herren“, bemerkte ich so ernsthaft wie möglich, „die Ursache Ihres Streites ist zu unbedeutend, als daß derselbe einen so blutigen Ausgang nehmen sollte. Ich schlage daher vor, daß Sie sich die Hände reichen und bei einem Glase Rothwein die Friedenspfeife rauchen.“

„Gut, ich habe nichts dagegen“, bemerkte der Amtmann, „aber so viel sage ich Ihnen, Baron, daß Sie ein Kind des Todes gewesen wären, wenn Sie mir gegenüber gestanden hätten.“

„Die Sache ist also abgemacht?“ fragte ich.

„Vom christlichen Standpunkte aus habe ich nichts dagegen“, antwortete Herr von Graufell salbungsvoll. „Das Christenthum verbietet das Duell, und obgleich Petrus dem Malchus ein Ohr abhieb —“

„So fühlen Sie sich darum doch noch nicht berufen, unserm Freunde hier das Lebenslicht auszublasen. Nun,

das ist brav von Ihnen, und jetzt wollen wir auf die stattgehabte Versöhnung einmal anstoßen."

Natürlich hatten die zwei Heißsporne hiergegen nicht das Mindeste einzuwenden, und schließlich wurde mir die Genugthuung, alle beide etwas stark angeheitert und Arm in Arm in der erfreulichsten Eintracht das Haus verlassen zu sehen.

Meine Genesung hatte inzwischen so erfreuliche Fortschritte gemacht, daß ich, nur mit einem leichten Verbande versehen, das Zimmer wieder verlassen konnte. Obgleich mich die geringe Theilnahme, welche von Wanda gegen mich an den Tag gelegt worden war, tief verletzt hatte, so besaß ich doch, gleich den meisten jungen Leuten meines Alters, die Schwäche und Eitelkeit, daß ich dieses Benehmen durch allerhand Entschuldigungsgründe zu beschönigen suchte und der Ueberzeugung war, daß mein bloßes Erscheinen schon hinreichen würde, um mein Bild in ihrem Herzen von neuem aufzufrischen und ihren Gefühlen zu mir einen neuen Aufschwung zu geben. Ich beschloß daher, ihr einen Besuch abzustatten, und ich trat diesen Gang in der festen Erwartung an, daß ich durch einen recht warmen und liebevollen Empfang für die Vernachlässigungen, welche sich Wanda hatte zu Schulden kommen lassen, entschädigt werden würde.

Als ich bei ihr eintrat, fand ich sie allein und eben

damit beschäftigt, vor dem Spiegel ihr Haar zu ordnen.

„Störe ich?“ fragte ich stehen bleibend und auf eine Antwort wartend.

„Keineswegs“, antwortete sie; „nehmen Sie Platz, wie ich glaube, wird Papa bald zurück sein.“

Sie sagte dies zwar mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit, aber in einer so unbefangenen, fast gleichgültigen Weise, als sei, seitdem wir uns nicht mehr gesehen, nichts vorgefallen, was für sie Interesse hätte.

„Da Sie mich nicht fragen, wie es mir geht“, bemerkte ich etwas pikirt, „so muß ich Ihnen wohl schon selbst ankündigen, daß ich fast ganz wiederhergestellt bin.“

„O, Papa hat mir immer Bericht über Sie abgestattet, und ich habe auch recht vielen Theil an Ihnen genommen und freue mich, daß Sie jetzt wieder gesund sind, denn es muß sehr langweilig sein, so mehrere Wochen auf dem Zimmer zuzubringen.“

„Ist das Alles?“ fragte ich mich im Stillen und fühlte, wie eine merkliche Abkühlung in meinem Herzen eintrat. „Sie besitzt also wirklich nicht einmal so viel Gefühl, um noch jetzt nachträglich ein warmes Wort des Bedauerns gegen dich auszusprechen.“

„Wie haben Sie die Zeit verlebt?“ fragte ich weiter.

„O, ich danke, ganz gut. Finden Sie nicht, daß ich wohl aussehe?“

„Sehr wohl", antwortete ich verletzt; „man sieht, daß Sie keinen Kummer gehabt haben."

„Warum sagen Sie denn das in einem so aufgeregten Tone? Worüber hätte ich mich denn grämen sollen; ich wüßte wirklich keinen Grund hierfür."

„Nun", antwortete ich, „ich habe in der That auf etwas mehr Theilnahme von Ihrer Seite gerechnet."

„Mein Gott, ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich mich sehr freue, Sie wiederzusehen. Wollten Sie etwa, daß ich mir inzwischen die Augen rothweinen sollte? Nein, derartige Sentimentalität liebe ich nicht, und ich liebe es auch an keinem Manne, wenn er solche verlangt."

Sie erhob ihre Stimme und begann mit der gewohnten Kunstfertigkeit und Präcision den Anfang einer Arie.

„Nun, finden Sie nicht, daß ich mich gebessert habe?" fragte sie. „Ist meine Stimme nicht vollkommener und reiner geworden?"

„Unzweifelhaft", sagte ich und im Stillen dachte ich: „Ich habe mich in ihr getäuscht, sie hat kein Herz, sie betrachtet die Liebe nur als einen Zeitvertreib, den man aufgibt, wenn man desselben überdrüssig ist."

Glücklicherweise kehrte kurz darauf ihr Vater heim und erlöste mich aus meiner peinlichen Situation. Ich fühlte das Bedürfniß, mich zu entfernen, und ergriff da-

her die nächste passende Gelegenheit, um mich zu empfehlen.

„Der Kapitän ist ein alter, leichtsinniger Bursche“, dachte ich, als ich mich auf der Straße befand und den Weg nach der Wohnung meines Onkels Richard einschlug, „aber Recht mag er wohl haben, wenn er sich mitunter über die Herzlosigkeit seiner Tochter beklagt. So wie ich sie heute kennen gelernt habe, glaube ich, daß sie den alten Mann ruhig seinem Schicksal überlassen würde, wenn sie fände, daß es in ihrem Vortheil läge, sich von ihm zu trennen.“

Unter diesen Betrachtungen erreichte ich das Haus, in welchem mein Onkel wohnte. Friedrich öffnete mir wie gewöhnlich und warf mir einen schadenfrohen Blick zu, als er bemerkte, daß meine Hand verbunden war. Da ich wußte, daß er mich haßte und wohl auch fürchtete, so wunderte ich mich zwar nicht darüber, fand aber doch in der Dreistigkeit, mit welcher er dies an den Tag legte, einen neuen Beweis dafür, wie sehr dieser Mensch auf meines Oheims Nachsicht pochte und daß er sich seines unbeschränkten Einflusses auf denselben bewußt war.

Ich traf den Major im Schlafrock und damit beschäftigt, sich mit dem Inhalt einer vor kurzem erschienenen militärischen Schrift über die taktische Ausbildung

des Soldaten bekannt zu machen. Als er mich erblickte, legte er das Buch weg und sein sonst so trockenes und strenges Gesicht hüllte sich in ein Lächeln.

„Ich freue mich, Dich wieder bei mir zu sehen", sagte er und reichte mir seine ganze Hand, während er sich sonst nur auf die Spitzen seines Zeige- und Mittelfingers zu beschränken pflegte. „Besonders freue ich mich aber, daß Du gezeigt hast, wie Du nicht gesonnen bist, eine Dir zugefügte Beleidigung ungestraft hinzunehmen."

„Durften Sie dies von mir erwarten?" fragte ich lächelnd.

„Nein, ich habe nie daran gezweifelt, daß Du Muth und Ehrgefühl besitzest, und was auch die Gegner des Zweikampfs sagen mögen, so behaupte ich doch, daß sich hinter den Gründen, welche sie für ihre Ansichten geltend machen, meist persönliche Feigheit verbirgt."

„Jedenfalls ist es bequemer", antwortete ich, „sich hinter einem Wall von Theorien zu verschanzen, als seinem Beleidiger mit der Waffe in der Hand ins Auge zu sehen. — Wie geht es Ihnen sonst?" fragte ich, von diesem Thema ablenkend. „Ich hoffe, Sie befinden sich wohl und es hat sich in der Regelmäßigkeit Ihrer Lebensweise nichts geändert?"

„Gott sei Dank, ich kann nicht klagen. Ich besuche

noch täglich die Parade, und auch der Rothwein bekommt mir und des Abends spiele ich nach wie vor meine Partie Whist. Nur eine Abnahme meines Gedächtnisses zeigt sich mitunter, und das ist mir allerdings unangenehm."

„Sie vergessen also hier und da Dinge, auf die Sie sich später nicht mehr besinnen können?"

„Ja, besonders in Geldangelegenheiten passirt mir dies mitunter. So habe ich vorige Woche einen Fünfundzwanzigthalerschein verlegt und gestern fehlten mir wieder zehn Thaler."

„Können Sie sich auch vollständig auf die Treue Ihrer Umgebung verlassen?" fragte ich.

„Nun, ich wüßte nicht, wen ich im Verdacht haben sollte. Außer mir betritt mein Arbeitszimmer Niemand als Friedrich und der ist so gediegen wie Gold."

Ich kannte die Schwäche des Majors für seinen Diener, begnügte mich daher mit der einfachen Bemerkung, daß man sich auch manchmal täuschen könne.

„Ich weiß nicht", erwiderte mein Oheim empfindlich, „welchen Grund Du hast, diesen Menschen, der die Ehrlichkeit selbst ist, fortwährend in Verdacht zu ziehen. Du hättest nur sehen sollen, wie besorgt sich Friedrich zeigte, als mir das Geld abhanden gekommen war, und wie emsig er jeden Winkel durchsuchte. Ich hatte alle

Mühe, ihn zu beruhigen, bis er zuletzt durch eine zufällig hingeworfene Aeußerung Aufklärung in diese Sache brachte."

„So", sagte ich ungläubig, „er brachte also Aufklärung in diese Sache?"

„Ja. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ich, während es draußen ziemlich windig gewesen, am offenen Fenster geschrieben und dabei neben mir auf dem Secretär eine Anzahl Kassenscheine liegen gehabt habe, daß also der vermißte Schein gar wohl vom Winde entführt worden sein könne. Findest Du nicht auch, daß diese Vermuthung sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich hat?"

„Jedenfalls glaube ich, daß Sie gut thun werden, künftig bei stürmischem Wetter das Fenster zu schließen," antwortete ich spöttisch.

„Du hast nun einmal gegen diesen braven Menschen ein Vorurtheil", bemerkte der Major empfindlich, „und wir werden daher am besten thun, von dem Gegenstand abzubrechen."

„Ganz, wie Sie wollen, lieber Oheim", entgegnete ich mit einer Verbeugung, nahm mir aber dabei vor, diesen braven Friedrich scharf im Auge zu behalten und denselben bei der ersten Gelegenheit, die sich mir darbieten würde, zu entlarven.

Da ich merkte, daß schon mein kurzer Besuch den

alten Pedanten in seiner Ruhe und Bequemlichkeit gestört hatte, so empfahl ich mich, jedoch nicht ohne ihn nochmals ironisch ersucht zu haben, künftig nicht mehr bei offenem Fenster zu schreiben, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, noch mehr Banknoten davonfliegen zu sehen.

Als ich in meiner Wohnung ankam, fand ich Marie in meiner Stube. Sie schien durch mein unerwartetes Erscheinen sichtbar überrascht und suchte sich mit einer gewissen Aengstlichkeit möglichst schnell zu entfernen.

„Warum eilen Sie denn so?“ fragte ich, zugleich gewahrte ich aber auch ein schönes großes Blumenbouquet, welches auf dem Cylinderbureau, an welchem ich in der Regel zu arbeiten pflegte, aufgestellt war.

„Haben Sie mir diese Ueberraschung bereitet?“ fragte ich mit einem anerkennenden Lächeln, indem ich die kleine niedliche Brünette zurückhielt.

„Da Sie es doch nun einmal errathen haben“, antwortete das junge Mädchen, indem es seine muntern, ausdrucksvollen Augen schelmisch zu mir emporhob, „so will ich es Ihnen nur sagen, daß ich Ihnen bei Ihrer Rückkehr von Ihrem ersten Ausgange eine kleine Ueberraschung bereiten wollte.“

„Und haben jene schönen Vergißmeinnicht dort auch eine nähere Bedeutung für mich?“ fragte ich, indem ich die Hand Mariens ergriff und ihr forschend ins Antlitz schaute.

Sie erröthete sanft und schlug den Blick zu Boden, während sie mir die Antwort schuldig blieb.

„Nun", fuhr ich fort, „aus Ihrem Schweigen muß ich also schließen, daß Sie mir die Auslegung überlassen."

„O welchen Werth hätte es für Sie, wenn ich Ihnen auch sagte, daß es mich freuen würde, wenn Sie mitunter an mich denken wollten", antwortete sie jetzt noch bewegter. „Doch lassen Sie mich gehen, ich muß fort und es ist so auch besser."

Sie wollte ihre Hand aus der meinigen losmachen und sich entfernen, aber ich hielt sie jetzt nur noch fester und zog sie sanft zu mir heran.

„Warum entziehen Sie mir Ihr Vertrauen, Marie?" sagte ich. „Sie wissen ja, wie lieb ich Sie habe, und es würde mich glücklich machen, wenn ich ein gleiches Geständniß von Ihnen hörte."

„Und zu was könnte das führen", antwortete Marie, „wenn Sie einem armen Mädchen, wie ich bin, Sachen in den Kopf setzten, von denen ich nichts hören darf?"

„Sie sind mir also nicht gut?"

„O doch, mehr vielleicht, als Sie glauben und als es sich für mich paßt. Ich habe mir schon darüber die größten Vorwürfe gemacht, und wenn ich an meinen Fritz denke — und überdem, die schöne junge Dame

mit dem ernsten, strengen Gesicht, welche neulich hier war —“

„Nun, was Ihren dicken Fritz anbelangt“, antwortete ich lachend, „so denke ich, daß es nicht gerade nöthig erscheint, ihn in alle Ihre Geheimnisse einzuweihen. Und in Betreff der jungen Dame kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß dieselbe mir weiter nichts als eine Jugendgespielin ist, die ich allerdings sehr hoch schätze und ehre.“

„So ist es also nicht Ihre Verlobte?“ rief Marie, und ihr Auge blitzte freudig auf.

„Keineswegs. Nun, werden Sie jetzt noch immer so zurückhaltend gegen mich sein?“

Das junge Mädchen schüttelte mit dem Kopfe. „Wenn Sie des Spiels mit mir müde sind, werden Sie mich gehen lassen und sich um meinen Schmerz nicht kümmern“, sagte sie mit fast zitternder Stimme.

„Wer wird so mißtrauisch sein“, antwortete ich. „Ich wünschte, ich könnte mich mit Ihnen einmal unter vier Augen so recht aussprechen. Haben Sie Ihre Zusage auch nicht vergessen?“

„Wegen des Ausgehens?“

„Freilich.“

„Mein Gott, wenn es herauskäme! Meine Mutter schlüge mich grün und blau und der Fritz wäre im Stande, mich für immer laufen zu lassen!“

„Seien Sie unbesorgt, ich werde Alles schon so einrichten, daß Sie keinen Verdruß haben. Es bleibt also dabei, wir gehen zusammen aus?"

„Nun ja, wenn sich einmal eine passende Gelegenheit dazu findet." Und Marie schlüpfte, ohne meine Antwort abzuwarten, zur Thür hinaus.

Ich gestehe, daß mein Benehmen diesem jungen Mädchen gegenüber ein leichtsinniges war, denn ich setzte ihr Dinge in den Kopf, die ich nicht halten konnte und welche ich auch gar nicht zu halten den Willen hatte, allein meine Eitelkeit und das Verlangen, einen Triumph zu feiern, der bei einem so einfachen, mehr seinem augenblicklichen Gefühl wie seinem Verstande folgenden Mädchen auch selbst nicht einmal sehr rühmlich war, trug den Sieg über meine Moral davon.

Ich erhielt übrigens bald darauf einen Besuch von meinem Freunde Hellbach, an welchen sich Mittheilungen knüpften, die für mich von mehrfachem Interesse waren.

„Ich komme heute mit einer Bitte, die Dich überraschen wird", sagte er.

„Die mich überraschen wird? So laß doch hören."

„Die Sache ist die", fuhr er fort, „daß ich genöthigt bin, auf einige Wochen zu verreisen."

„Nach Deiner Vaterstadt?"

„Nein. Ich folge einer Einladung des Herzogs von B. Du weißt ja, daß er mich schon mehrfach mit Arbeiten beschäftigt hat. Diesmal gilt es sein Familienarchiv zu ordnen und hierzu werde ich längere Zeit bedürfen.“

„Aber wer soll Dich denn inzwischen bei der Zeitung vertreten?“

„Dazu habe ich Dich ausersehen, und deshalb komme ich eben her, um diese Bitte an Dich zu richten.“

„Glaubst Du denn wirklich, daß ich das erforderliche Geschick dazu besitze?“

„Deine bisherigen Beiträge für das Blatt lassen mich nicht im entferntesten daran zweifeln. Es ist mir eben hauptsächlich darum zu thun, daß es ganz in derselben Weise wie bisher geleitet wird; hierzu halte ich Dich aber für am meisten geeignet.“

„Ich danke Dir für dieses Vertrauen und werde mich bemühen, dasselbe zu rechtfertigen. Ist denn aber auch der Verleger der Zeitung damit einverstanden?“

„O, der hat eine sehr hohe Meinung von Deinen Fähigkeiten. Herr Zacharias Bullrich wünscht Dich ohnedies näher kennen zu lernen, denn es liegt in seiner Absicht, Dich für ein neues Unternehmen, welches im Werke ist, als Mitarbeiter zu gewinnen.“

„Für ein neues Unternehmen?“

„Ja. Er hat die Absicht, ein belletristisches Journal herauszugeben, und besonders Madame Bullrich haben Deine Erzählungen im Feuilleton sehr gefallen.“

„Was ist denn das für eine Dame? Etwa so eine Art Blaustrumpf?“

„Nun, Du wirst sie ja kennen lernen. Ihr Gemahl hat uns nämlich beide zum Sonntag mit einer Einladung zum Mittagstisch beehrt, und bei dieser Gelegenheit soll dann en famille der Titel des neuen Jounals und der Plan, welcher demselben zu Grunde zu legen sein möchte, besprochen werden.“

„Natürlich wird Madame Bullrich bei dieser Sitzung das Präsidium übernehmen?“ sagte ich.

Mein Freund lachte. „Ich hoffe, Du wirst es verstehen, Dir ihre Gunst zu erwerben. Sie führt allerdings das Scepter.“

„Nun, ich werde mich bemühen, einen befriedigenden Eindruck bei ihr hervorzurufen.“

„Sie besitzt die Schwäche aller Frauen“, bemerkte mein Freund, „sie will geschmeichelt sein.“

„Gut, so werde ich ihr schmeicheln“, antwortete ich lakonisch.

„Wann gedenkst Du übrigens abzureisen?“

„Etwa in acht Tagen.“

„Doch nicht, ohne meiner Mutter Lebewohl zu

sagen? Camilla wird sich sehr freuen, Dich nach längerer Zeit wieder einmal zu sehen."

Ich bemerkte, wie Hellbach leise erröthete. „Sie ist wirklich eine sehr liebenswürdige junge Dame", sagte er, „und ich beneide Dich in der That —"

„Um was beneidest Du mich?"

„Nun, Du kannst doch nicht in Abrede stellen, daß Du ihr sehr nahe stehst."

„Nicht näher als jeder Andere", rief ich. „Hast Du schon irgendwie eine Vertraulichkeit zwischen mir und ihr bemerkt, die auf ein engeres Verhältniß zwischen uns beiden schließen ließe?"

„Das eben nicht, ich finde sogar, daß Du oft ungerecht gegen sie bist und sie nicht immer so zart und rücksichtsvoll behandelst, wie es ihr trefflicher Charakter und gewiß auch ihre Anhänglichkeit an Dich verdient."

„Ihre Anhänglichkeit an mich? Nun, es scheint mir in Wahrheit, als wenn Du uns im Stillen ziemlich genau beobachtet hättest." Und ich brach in ein helles Gelächter aus.

Hellbach erröthete abermals; man sah es ihm an, daß ihn diese Worte und dieses Gelächter verletzt hatten.

„Ich habe Dir schon gesagt", bemerkte er ernst, „daß ich Fräulein Camilla hoch verehre, aber ich besitze

auch gegen einen Freund Treue und Redlichkeit genug, um die Rücksichten, welche ich ihm schuldig bin, nicht aus den Augen zu lassen."

Diese zarte Gesinnung verfehlte nicht ihren Eindruck bei mir, denn schon längst hatte ich bemerkt, wie sehr sich Hellbach zu Camilla hingezogen fühlte. Ich reichte ihm jetzt meine Hand und sagte:

„Ich weiß, daß Du ein edles Herz besitzest, aber in dieser Sache übertreibst Du. Ich nehme meiner Jugendfreundin gegenüber kein besonderes Recht für mich in Anspruch, und ohne Haß und Neid werde ich es mit ansehen, wenn Du Dich um ihre Gunst bewirbst."

„Du liebst Camilla also nicht?" glitt es mit fast freudiger Hast über meines Freundes Lippen.

„Darüber bin ich selbst noch nicht im Klaren. Ich zähle mich aber nicht zu den Egoisten, und schließlich ist es doch ihr Herz, welches den Ausschlag geben muß."

Hellbach drückte mir innig die Hand. Er hatte verstanden, was ich mit diesen Worten meinte, er wußte nun, daß er es mit keinem Eifersüchtigen zu thun hatte.

Ende des ersten Bandes.